

Bei dem gesunden und charakteristischen Sinn, der im Mittelalter herrschte, ist es natürlich, dass in Gegenden, wo gewachsener Stein fehlte und der gebrannte Thon oder Backstein als Baumaterial diente, ein auf das Material sich gründender und somit in allen Ländern ähnlicher, jedoch immerhin nach Klima und Sinnesweise verschiedener Stil sich ausbilden musste. Zwar hatten die Römer schon mit Backsteinen gebaut, ja er bildete eines ihrer Hauptbaumaterialien; aber es fehlte ihnen bei ihrer Prachtliebe theils an der nöthigen Sinneseinfachheit, um einen charakteristischen Stil daraus zu bilden; theils schämten sie sich des wenig glänzenden Materials, so dass Augustus sich rühmte, Rom, das bei seinem Regierungsantritt aus Backsteinen erbaut gewesen sei, als Marmorstadt zu hinterlassen. Die von den Griechen entliehenen Säulenordnungen liessen sich aus Backsteinen nicht herstellen, und so verkleideten sie die Gebäude mit Verputz oder Marmor, der ja den Herren der Welt in reichem Maasse zur Verfügung stand, und benützten den Backstein bloß als Mauermasse, ohne daran zu denken, in grösserem Umfang Gliederungen und dergleichen daraus herzustellen oder ihn zu reicheren Bildungen zu benützen.

Das Mittelalter, das sich nicht von vorn herein an gewisse Formen festband, sondern solche Formen erst entwickelte, wusste auch dem Backstein Leben und Form zu geben. So entstanden die Backsteinbauten in Italien, Deutschland, den Niederlanden u. s. w., deren Stil sich von den gleichzeitigen Sandsteinbauten wesentlich unterscheidet.

Wie jedoch die Kunst des gesammten Mittelalters als ein Ganzes zu betrachten ist, das einen fortlaufenden Entwicklungsgang zeigt, so ist auch der Entwicklungsgang des Backsteinbaues innig verwebt mit dem des Sandsteinbaues, wenn auch nicht alle Gegenden zu allen Zeiten an der Gesamtfortbildung unmittelbaren Antheil nahmen, sondern man das, was sich in andern Gegenden entwickelt hatte, so weit die Kräfte es gestatteten, aufnahm. Die wesentliche Unterscheidung des Backsteinbaues vom Sandsteinbau beginnt nicht sogleich. Im romanischen Stil gingen beide Hand in Hand, so weit das Material es zuließ, und der Backsteinbau entschädigte sich dann für gewisse Formen, die er nur annäherungsweise geben konnte, durch reichere Zusammenstellung anderer Theile, wie z. B. der Bogenfriese, für deren reiche Zusammenstellung der romanisch-deutsche Hausteinbau kein unmittelbares Vorbild bietet. Auch der Uebergangsstil hielt es so, und bei reicheren Bauten nahm man keinen Anstand und modellirte die Theile frei, die sich nicht durch wiederholte Abpres-

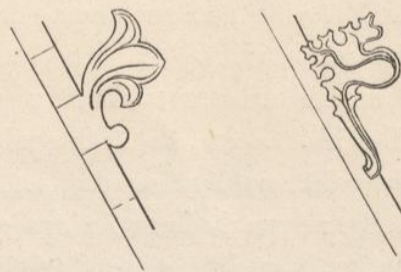
sung geben liessen (Chor und Kreuzschiff des Domes zu Cammin).

Die romanische Bauweise in ihrer Massenwirkung nöthigte den Backsteinbau nicht, sich anders auszubilden als es der Haustein that, und die Einzeltheile des romanischen Sandsteinbaues (Zahnschnitte, Sägeschnitte, Zickzack u. s. w.) bieten, wenn man sie nicht aus dem Backstein herleiten will, mindestens unmittelbare Aufforderung für ihre Herstellung aus Backstein.

Anders verhielt sich diess beim gothischen Stil.

Die gebrannten Steine eignen sich sehr gut zu Mauermassen, sind aber theils zu schwer herzustellen, theils zu zerbrechlich und der Verwitterung ausgesetzt, wenn sie in zierlicher Gliederung frei in die Luft ragen sollen; deshalb zeigen die Backsteinbauten mehr Masse und Ruhe, aber freilich oft auch mehr Langweiligkeit als die Sandsteinbauten, wo fast jede Form, die das Spiel der Phantasie ersinnen kann, ausführbar ist.

Nach der Natur des gebrannten Steines, der sich nur in kleinen Stücken herstellen lässt, sind die Glieder kleiner und feiner als beim Sandsteinbau, dagegen in grösserer Menge; namentlich ist eine periodische Wiederholung wechselnder Glieder häufig. Die leichte Behandlung der Steine lässt grossen Reichthum in Gliederung und Ornamentik, die oft ganze Flächen bedeckt, zu. Doch fehlt namentlich den Ornamenten die Freiheit der Ausladung; sie bekommen ein sehr flaches Relief, wie es die leichte Möglichkeit des Auspressens bedingte. Die Verzierungen der gothischen Periode behalten fast durchgängig den Charakter der romanischen, da eben die in einer Fläche liegenden bloß ausgeschnittenen und eingekehltten Verzierungen für's Auspressen passender waren, als die vollen runden unterschrittenen gothischen.



Wenn beim Sandsteinbau, wo jedes Stück besonders gearbeitet werden muss, eine grosse Abwechslung natürlich ist, so bildet sich beim Backsteinbau eine anziehende Mannigfaltigkeit durch *Combination* einfacher Formen, und es gehört nicht zu den geringsten Reizen, die der Backsteinbau

bietet, zu sehen, mit welch' einfachen Mitteln oft eine reiche Wirkung erzielt wird.

Bei Vergleichung des deutschen Backsteinbaues mit dem italienischen, über den *Runge* ein schönes Werk veröffentlicht hat, zeigt sich, dass der deutsche zwar nicht die Feinheit in den Detailbildungen zeigt, oder wenigstens nur ausnahmsweise, dass er vielmehr derber, wie es bei der in Norddeutschland erst spät aufblühenden Bildung zu erwarten steht, aber auch solider ist, wozu schon das Klima aufforderte und wobei der weniger äusserliche Sinn stehen blieb. Erst in späterer Zeit zeigt sich auch hier diese Aeusserlichkeit, die zu Bildungen führte, welche, wenn sie auch schön sind, doch über die Gränzen von Material und Klima hinausgehen; doch stehen sie immer nur vereinzelt da.

Während in Italien Friese und Einfassungen häufig sind, die aus in Mörtel gesetzten Plättchen bestehen, reich mit Laubwerk und Figuren geziert, durch bewegte Glieder eingefasst, bestehen bei den norddeutschen Bauten die Einfassungen meistens nur aus ruhigen stetigen Gliedern, deren Steine mit der Mauer im Verband stehen. Selbst Friese werden oft bloß durch verschieden wechselnden Verband gebildet, oder wo sie freier sind, greifen sie tief in die Mauer ein; sie bestehen meist aus mathematischen dem Masswerk ähnlichen Verzierungen, die aus einzelnen Steinen zusammengesetzt sind, die die schmale Seite nach aussen kehren; nur selten sind es in Mörtel gesetzte Plättchen, und selbst diese greifen oft einen Decimeter und tiefer in die Wand ein.

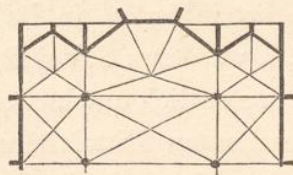
Die meisten in Norddeutschland erhaltenen Backsteinbauten gehören der Zeit des gothischen Stils an. Nur bedeutend weniger romanische Bauten sind uns erhalten, theils weil das Christenthum und mit ihm die Kultur erst später dahin kam und dann immer noch in Kämpfen mit den Heiden lag, die das Aufgebaute oft zerstörten, theils weil überhaupt diese Zeit ferner liegt und natürlich im Laufe der Jahrhunderte Manches zu Grunde geht.

Bei diesen gothischen Bauten lässt sich die geschichtliche Entwicklung weniger augenfällig verfolgen als im Sandsteinbau. Es sind vornehmlich zwei Richtungen, die uns entgegentreten, die vorherrschend rationelle und die auf Ausnahmen beschränkte ideelle. Das Material und die daraus hervorgehende, bei der realen Richtung vorherrschende Einfachheit und Ruhe liessen keine so ausschweifenden Formen zu, wie sie die Spätzeit der Sandsteingothik der Frühzeit gegenüber zeigt. Dieselbe Einfachheit bleibt und der geschichtliche Fortschritt zeigt sich meist nur in einem Rückschritt, in grösserer Rohheit, auch in dem Bestreben, die Formen und Gliederungsweise des Sandsteinbaues in einem Material nachzuahmen, das eine andere Gliederungsweise vorschreibt.

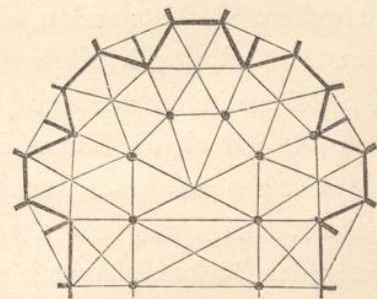
Die bedeutendsten erhaltenen Bauten sind natürlich Kirchen, da selbst in Städten, wo Profangebäude aus Holz waren, diese ihrer höhern Bestimmung nach monumental gebaut wurden. Sie zeigen in ihrer Anlage grosse Mannigfaltigkeit der Motive. Fast durchgehends sind es Langhausanlagen mit oder ohne Querschiff, meistens drei gleich hohe Schiffe. Doch zeigen die romanischen Kirchen, so wie auch in manchen Gegenden vorherrschend die gothischen überhöhte Mittelschiffe. Die (zerstörte) Marienkirche auf dem Marienberge bei Brandenburg, deren Modell noch im Dom daselbst aufbewahrt wird, gab ein Beispiel für eine

Centralanlage (eine grosse Kuppel mit vier Halbkuppeln und vier Thürmen in den Ecken¹). Auch einige Kapellen zeigen Centralanlagen, so die zwölfeckige Gertrudskirche zu Wolgast, die Gertrudskirche bei Rügenwalde mit überhöhtem sechseckigem Mittelraum, die achteckige Kapelle des Georgenhospitals zu Stolpe etc. Hinsichtlich der Stellung der Thürme finden sich wohl alle Motive, die der Sandsteinbau zeigt. Gewöhnlich bilden ein oder zwei Thürme die Westfaçade. Doch finden sich auch Thürme beim Chor und über der Kreuzung.

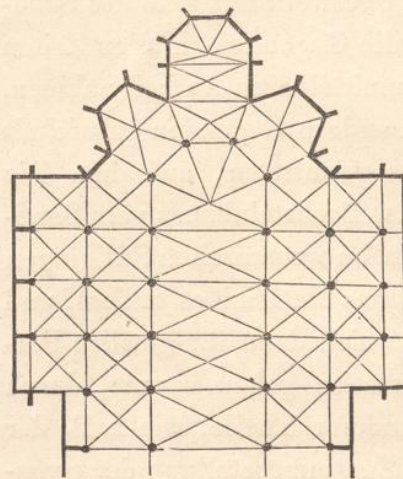
Hauptsächlich ist es aber der Chorschluss, der grosse Mannigfaltigkeit zeigt. Entweder überrascht uns beim Eintritt ein gerader Chorschluss durch seine grossartige Einfachheit, oder wir treffen polygon geschlossene aus drei Seiten des Achtecks, fünf oder sieben Seiten des Zehnecks, im letztern Falle also eine Erweiterung des Chorraumes gegen das Schiff. Die Seitenschiffe ziehen sich häufig, sowohl wenn sie eben so hoch, als wenn sie niedriger sind als das Mittelschiff, um den Chor als Umgänge herum und sind öfters mit Kapellen begränzt. Auch zeigen sich manche eigenthümliche Anlagen. So erweitert sich bei der Kirche zu Dobberan in Mecklenburg und den ihr nachgebildeten, dem Dome zu Schwerin, den Kirchen zu Wismar, der Umgang selbst zu einem Kapellenkranz, eine Anlage, die, wenn sie auch nicht die Grossartigkeit eines geraden Abschlusses hat, doch nicht den verwirrenden Eindruck macht, wie wenn noch eine Pfeilerreihe eingeschoben ist, und bei der es mindestens nicht nöthig ist, ohne dass die Kapellen zu gross werden, den Chorschluss in zu viele Theile zu zerlegen, wie dies bei den französischen Cathedralen und dem Kölner Dom der Fall ist, wo die Pfeiler zu nahe zusammengedrückt sind, und sich so gerade an den am meisten in die Augen fallenden Theilen, die hässlichen überhöhten Spitzbogen zeigen. Eigenthümlich ist auch der Chorschluss der Marienkirche zu Prenzlau, wo das Mittelschiff nach drei Seiten des Sechsecks, die Seitenschiffe nach zweien abgeschlossen sind, die sich unmittelbar an die Pfeilerreihen des Langhauses anschliessen, so dass der Chor gar nicht als



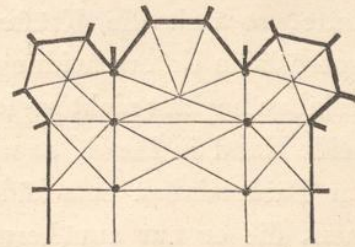
Marienkirche zu Prenzlau.



Dom zu Schwerin.

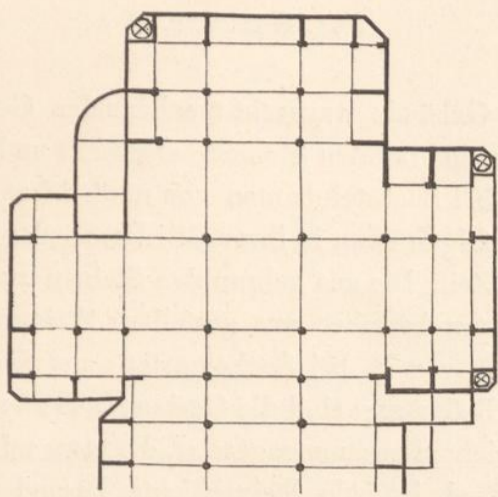


Marienkirche zu Lübeck.



Nikolaikirche zu Anklam.

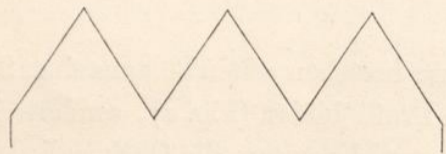
1. Abgebildet bei *Kallenbach* und *Schmitt*, „die christliche Kirchenbaukunst des Abendlandes.“



Marienkirche zu Danzig.

besonderer Theil hervortritt. Im Aeussern ist durch eine reiche Alles bedeckende Architectur ein gerader Chorschluss dargestellt. Die Nikolaikirche zu Anklam zeigt sich im Mittelschiff durch drei Seiten des Achtecks geschlossen, während die Seitenschiffe durch Polygone geschlossen sind, die über die Mauerflucht des Langhauses hervortreten.

Bemerkenswerth scheint mir noch eine Anlage, die namentlich in den Danziger Kirchen sich zeigt und die die Bedachung betrifft. Um nämlich das Dach bei Anlagen mit drei gleich hohen Schiffen nicht zu bedeutend im Verhältniss zur Kirche zu bekommen, wird es in drei Dächer zerlegt, die der Länge nach neben einander die drei Schiffe bedecken, so dass auf den Pfeilerreihen Wasserkanäle entstehen.



So sind z. B. an der Marienkirche zu Danzig das dreischiffige Quer- und Langhaus bedeckt. Ueber der Kreuzung schneiden sich die Dächer, in der Mitte sitzt ein Thurm; Chor und Querschiff sind gerade abgeschlossen und die Façaden mit je drei Giebeln bekrönt, die den drei Dächern entsprechend beinahe gleich gross neben einander sitzen. Mehrere Thürme und Thürmchen vollenden das Phantastische dieser Anlage, das mit der Ruhe des Innern in starkem Widerspruche steht.

Zur deutlichen Anschauung des Charakters des Stils und der Anlage sind auf Blatt I einige Ansichten von romanischen, auf Blatt II, III und IV von gothischen Kirchen dargestellt.

Auch von mittelalterlichen Profanbauten aus Backstein sind manche bedeutende erhalten. Die Anlage der Wohnhäuser folgte hier der überhaupt im Mittelalter gebräuchlichen. Die Häuser hatten geringe Breite, dagegen grosse Tiefe, so dass meist der Giebel reich geschmückt nach der Strasse gekehrt ist; doch finden sich auch horizontal geschlossene Façaden.

In manchen Städten blieb zwischen je zwei Häusern einige Fuss breit Raum, so dass jedes Haus einzeln stand, was namentlich in Brandfällen vortheilhaft war. In andern Städten sind die Häuser hart zusammengedrückt, so dass bei Giebelhäusern immer auf der Trennungsmauer ein Kanal hinläuft, was allerdings manche Unannehmlichkeiten mit sich bringt, jedoch ebenfalls bei Feuersgefahr in so fern

zweckmässig ist, als die Dächer getrennt sind und in der Rinne sich Raum für die Löschmannschaft ergibt.

Die öffentlichen Gebäude, Rathhäuser und Gerichtshäuser, in denen sich die ganze Bürgerschaft als Gesamtheit dargestellt sah, übertreffen die Bürgerhäuser an Grösse, Stattlichkeit und Reichthum; reiche oft blind in die Luft ragende durchbrochene Giebel zieren sie und erhöhen nebst den sie schmückenden Hallen und Thürmen den malerischen Reiz, den diese Städte bieten. Das Rathhaus zu Tangermünde zeichnet sich besonders durch seinen herrlichen blinden Giebel aus; die Rathhäuser zu Lübeck, Rostock, Stralsund zeigen ganze Reihen blinder Giebel, die frei in die Luft ragen, durch runde oder polygone Pfeiler getrennt, hinter denen die Dächer versteckt sind, und wodurch die Façade fast die doppelte Höhe erhält. Das Rathhaus zu Thorn ist eine mächtige Baumasse mit vier horizontal geschlossenen Façaden und einem Hof in der Mitte. Ganz besonders das Rathhaus zu Danzig bildet mit seinem hohen Thurm und den in verschiedener Höhe sich anschliessenden Bautheilen eine malerische Gruppe.

Auch die Thore und Stadtmauern mit ihren Thürmen zeigen grosse Mannigfaltigkeit hübscher Bauanlagen. Die Thore sind in der Regel doppelt angelegt, so dass vor dem Thor noch ein Vorthor sich befindet, durch den hier überbrückten Stadtgraben getrennt. Das Hauptthor besteht aus einem grossen Thurm, der unten den Thorbogen enthält. Ueber diesem viereckigen Theile folgen dann runde, mit Zinnen umgebene; die Thürme sind mit Erkern, Nischen, Galerien geschmückt, und mit einer hölzernen oder steinernen Spitze bekrönt. Häufig auch wölbt sich der grosse Thorbogen zwischen zwei mächtigen Thürmen, die oberhalb durch Galerien verbunden sind. Manchmal ist auch das Thor statt mit einem Thurme blos mit einem niedrigeren Giebelbau bedeckt. Auch die Vorthore waren häufig wieder von Thürmen eingeschlossen. Zu den schönsten Thoren gehört das Uenglinger und Tangermünder Thor zu Stendal; einige Thore zu Tangermünde, das Burg- und Holstenthor zu Lübeck, Thore zu Wismar, Rostock u. s. w.

Die Stadtmauern waren durch bedeckte und offene Gänge, durch Strebepfeiler, breite Bögen, auf niedern Pfeilern ruhend und stark vorspringend, verstärkt. Bei umfassenderer Befestigung hatten die Städte mehrere Mauern vor einander, die durch Gräben getrennt waren. Die zwischen den Thoren in geringeren Abständen errichteten Thürme bildeten wieder festere Punkte für die Vertheidigung und geben jetzt noch, wo die Mauern meistens abgebrochen sind, dem Bild der Städte reiches Leben und Bewegung.

Erster Theil.

I. Backsteine, Behandlung der Mauerflächen, Fussböden.

Was das Material, die Backsteine selbst, betrifft, so sind diese in der Regel von ausgezeichneter Güte; der Thon wurde gehörig durchgearbeitet, wo es nöthig schien, gemengt und die Steine hart gebrannt. Sie sind meistens dun-

kelroth, seltener gelblich; durch die Mischung des Thons entstanden marmorirte. Um Abwechslung zu erzielen, wurden Steine glasirt. Die am meisten angewandte Farbe ist schwarz, dann grün, hin und wieder violett, seltener gelb, blau und weiss. Auffallend ist im Vergleich zu unsern Steinen die bedeutende Grösse der alten. Sie sind ungefähr 1 Decimeter stark, 3 bis 4 Decimeter lang und 1½ bis 2 breit. Bei Gliederungen sind sie oft bis 3 Decimeter stark und entsprechend breit und lang. Einzelne Stücke kommen noch in weit bedeutenderen Grössen vor. Säulchen von 1½ Decimeter Durchmesser, 7 bis 8 Decimeter lang. Auch plattenförmige Steine haben oft bedeutende Grösse.

Die Fugen zwischen den Steinen sind ebenfalls breit (1 bis 2 Centimeter). Sie mussten die todte Wandfläche beleben, und sind daher manchmal eingeritzt oder abgerundet. Der Mörtel ist so gut, dass an Stellen, wo die Mauern dem Wetter oder sonstigen Einflüssen stark ausgesetzt waren, die Backsteine einige Centimeter tief ausgewittert sind, während die Fugen noch unversehrt stehen.

Wie auf sorgfältige Herstellung der Steine, so sah man auch auf guten Fugenverband. Binder und Läufer mussten gehörig wechseln, so dass auch im Aeussern der Mauer der Fugenverband eine hübsche Zeichnung bildete. Entweder wechseln Binder und Läufer in derselben Schichte, oder Binder und Läufer-schichten wechseln, oder zwei Läufer-schichten wechseln mit einer Binderschi-
chte; einzelne Schichten gestellter Steine, schief gelegte, oft ganze Mauerflächen in Gräthenverband zeigen in der Fügung alle möglichen Muster, deren Reiz durch häufige Färbung der Steine erhöht wurde, so dass oft die Mauermassen ganz mit Mosaikbildungen überzogen sind. Blatt V zeigt einige Muster davon.

Stücke geputzter Wandflächen wechseln mit sichtbaren Steinschichten. Diese geputzten Flächen, namentlich Friese wurden wohl meistens bemalt.

Bei innern Räumen sind die Wände oft mit Backsteinplättchen verkleidet, die entweder glatt, oder mit Ornamenten, besonders Thiergestalten oder Heiligen, geziert und glasirt sind. Auch sie wechseln dann mit Verputzstreifen.

Grosse Wandflächen wurden auch wohl durch Reihen von Blenden, durch aufgeheftete Verzierungen u. s. w. belebt.

Bei dünnern Wänden geht natürlich der Fugenverband durch die ganze Dicke durch; wo jedoch grosse Mauermassen hergestellt werden sollten, wie bei Thürmen, ist blos zu beiden Seiten auf einige Steine stark regelmässiger Verband hergestellt, dazwischen der Mauerkörper durch schlechteres Mauerwerk ausgefüllt oder ausgegossen.

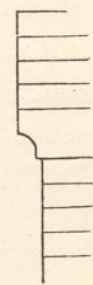
Die Fussböden, wo solche monumental hergestellt wurden, bestehen aus gestellten und gelegten Steinen, die allerlei Zeichnung bilden. Auch Mosaikböden aus kleinen quadratischen Flächen, glasirt, mit Ornamenten versehen finden sich; eben so die Anwendung von Fliesen, die gewöhnlich quadratisch mit eingeritzten Verzierungen¹ bedeckt sind, die jedoch auch zusammengesetztere mathematische Formen haben, so dass durch die Zusammensetzung der Steine schon eine Art von Linienverzierung sich zeigt.

1. Wie solche *Mithof* in seinem Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte aus Hannover'schen Häusern veröffentlicht hat. Aehnliche aus Bebenhausen sind abgebildet in *Kallenbach's* Chronologie der deutsch-mittelalterlichen Baukunst.

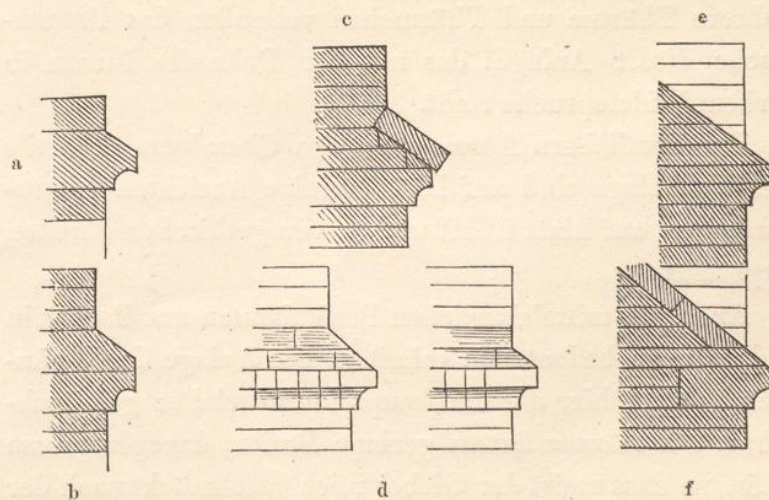
II. Gesimse.

Die die Gebäude wagrecht umziehenden Gesimse sind ebenfalls aus gebrannten Steinen hergestellt und nur selten sind solche bei Backsteinbauten von natürlichem Stein eingesetzt. Sie folgen dann in ihrer Gliederung den Sandsteinbauten der Zeit. Die aus gebrannten Steinen zusammengesetzten Gurten bestehen aus gestellten Steinen; nur ausnahmsweise (so z. B. bei Sockelgurten) aus liegenden. Je nach ihrer Bedeutung sind die Gesimse aus zwei oder drei solchen Schichten zusammengesetzt, die etwa mit liegenden wechseln. Doch ist jede Steinschichte besonders profilirt und sind nicht (wie heute häufig geschieht) mehrere Steinschichten zu Einer grossen Hohlkehle verwendet.

Dadurch also, dass die Gliederung feiner wird, würden die Gesimse in bedeutender Höhe ihre Wirkung ganz verlieren, da der Backstein keine grosse Ausladung zulässt, wenn sie nicht grosse Höhe hätten. Diese wird oft dadurch erreicht, dass mehrere Schichten horizontales Mauerwerk auf die gegliederten folgen, so dass ganz einfach gebildete Hauptgesimse dem Baue ein sehr ernstes und würdiges Aussehen geben.

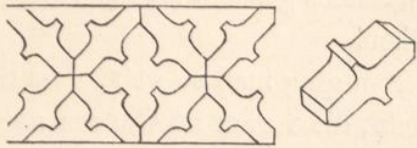


Die Gesimse bestehen selten blos aus einer Steinschichte, die das ganze Profil bildet (Fig. a), sondern in der Regel aus zweien, wovon die untere die Gesimglieder, die obere den Wasserfall enthält (Fig. b). Dieser Wasserfall wird jedoch auch aus gewöhnlichen schräg gestellten Steinen gebildet (Fig. c). Die Zeichnungen Fig. d, e, f zeigen die Verkröpfung um Strebepfeiler, so wie die Behandlung bei Fensterbänken. Die Eckstücke sind natürlich immer aus besonderen grösseren Formsteinen gebildet.

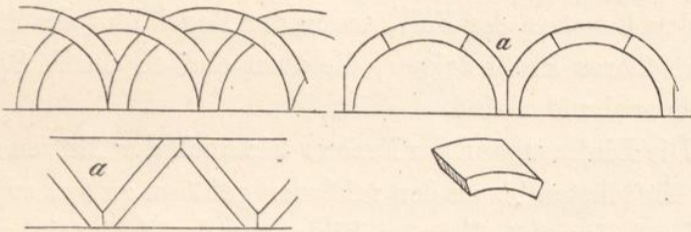


Unter diesen Hauptgliedern ziehen sich bei mächtigern Gesimsen Friese herum, entweder blos aus Putzschichten bestehend, die wohl durchgängig bemalt waren (an der Kirche zu Pelplin sind noch deutliche Reste der Malerei am Fries erhalten), oder aus eingesetzten Plättchen mit Ornamenten, Ranken, Pflanzen, Köpfe darstellend, auch Masswerkverschlingungen bildend. Meistens jedoch sind es Masswerke, die aus einzelnen Steinen zusammengesetzt

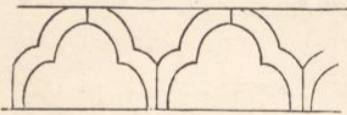
sind, die tief in die Mauer eingreifen und blos die schmale Seite auf der Oberfläche zeigen.¹



Oft sind dazu nur Steine aus Einer Form verwendet. Diese Masswerke sind glasirt; sie liegen entweder mit der Mauerfläche eben und ist der Grund dahinter vertieft, oder sie springen vor und der hintere verputzte Grund liegt mit der Wandfläche eben. Sägeschnitte, Zahnschnitte u. dgl. sind im gothischen Stil seltener, doch kommen sie auch vor; dagegen spielen sie bei den romanischen Gesimsen eine Hauptrolle; auch Reihen kleiner Consolen kommen hier vor, insbesondere aber Bogenfriese. Diese sind jedoch magerer und weniger reich gegliedert als im romanischen Sandsteinbau. Es sind blos gebogene Steinplatten, die eingemauert werden und die schmale Seite ungliedert zeigen. Oft durchdringen sich zwei solcher Rundbogenfriese, so dass

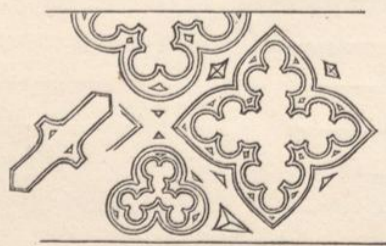


ein Spitzbogenfries vorkommt; diess deutet auf die spätere Zeit des romanischen Stils (Uebergangsstil). Der Fries besteht auch manchmal aus schief gegen einander gestellten Steinen, die im Fortschritte des Stils in der Mitte geknickt werden, so dass eine Form entsteht, die bei den frühgothischen Bauten häufig ist (Kirche zu Dobberan) und die einen Uebergang zu dem spätern ausgebildeten Masswerk vorbereitete.



Der Grund hinter diesen Bogenfriesen ist ebenfalls weiss geputzt; hier und da war er auch bemalt. Die Friese, die nur einen geringen Vorsprung haben, setzen sich mit ihren Anfängen auf kleine Consolen auf, die häufig mit einem Bossen, mit einer Kugel, einem Stern oder ähnlichen ein-

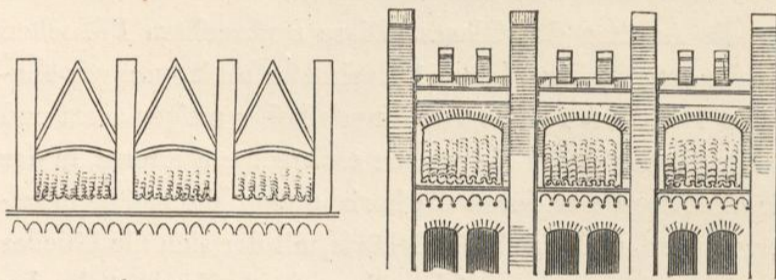
1. Die Nasen in diesem Masswerk liegen in der Regel nicht vertieft, sondern mit der Stirnseite in gleicher Fläche, und gehen durch die ganze Tiefe des Steines. Bei reicherer Bildung werden die Steine abgefast und die Fasen ziehen sich auch um die Nasen herum. Bei einzelnen Bauten, die mehr der ideellen Richtung angehören, hat das Masswerk wieder einen andern Charakter, der sich jedoch von dem des Sandsteins sehr unterscheidet. Es ist doppeltes Masswerk. In das, was nach der eben beschriebenen Art gebildet ist, setzt sich noch einmal zurückliegend ähnlich gebildetes an. So an der Katharinenkirche zu Brandenburg, am Rathhaus zu Tangermünde u. s. w. Nur selten hat man in der spätesten



Zeit, mehr annähernd, versucht, das sandsteinerne hier nachzuahmen, dessen Feinheiten sich eben nicht in weichem Thon modelliren lassen.

fachen Verzierungen geschmückt sind. Die Zwickel *a* über den Bogen liegen wieder vertieft, manchmal jedoch auch in der Flucht der Bögelchen, und dann zeigen sie eine Backsteinschichtung, während sie im ersten Falle geputzt sind; doch finden sich von beiden Fällen Ausnahmen. Sehr selten sind die Bogenfriese ähnlich denen beim Sandsteinbau aus Plättchen zusammengesetzt, die in die Wand gedrückt sind; dann sind sie zierlich gegliedert und geschmückt (der Fries an einem Theil der Klosterkirche zu Lehnin ist vielleicht aus späterer Zeit, wie auch der auf der Marienburg).

Auch Brüstungsgesimse sind im Backsteinbau häufig; doch sind es nur selten horizontal abgeschlossene Brüstungen, sondern fast durchgehends Zinnen oder diesen ähnliche phantastische Mauerkrönungen, die nicht einmal immer einen Umgang hinter sich haben, sondern blos einen lebendigeren Umriss geben sollen. Es sind Pfeiler aufgemauert, zwischen denen sich giebelförmig geschlossene, durchbrochene Mauertheile erheben, die, wo kein Umgang dahinter ist (wie an dem Querschiffe der Nicolai-Kirche zu Wismar und an einem kleinen Haus bei der Marien-Kirche daselbst) auf Bogen aufsitzen, unter denen der Dachrand vortritt.



Die eigentlichen Zinnen werden manchmal sehr einfach gebildet; blos einzelne Mauerpfeiler werden höher aufgeführt als andere, oben rückwärts abgeschrägt und mit einer vorspringenden Schichte oder mit Dachziegeln bedeckt.



Manchmal aber erhalten sie reiche Einfassungen, die Flächen werden verputzt und eingelegt und farbige Steine vollenden den Reichthum dieser zu grosser Zierlichkeit gesteigerten Gesimse.

Hinsichtlich der Giebelgesimse ist zu bemerken, dass die romanischen ganz ähnlich gebildet werden wie im Sandsteinbau, die Sägeschnitte stellen sich schräg, eben so die Bogenfriese, die indessen manchmal auch senkrecht bleiben, so dass jeder Bogen einen verlängerten Schenkel bekommt. Im gothischen Stile fehlen dagegen die Giebelgesimse fast vollständig. Blos einfache schräg gestellte Steine decken die Mauer ab, höchstens sind sie mit einigen Gesimgliedern geziert. Da jedoch die Giebel selten blos ihre einfache Schräge behalten, sondern oft abgetreppt sind, oder sich sonst in reicherer Weise nach oben auflösen, so ist in den meisten Fällen ein reicher Ersatz für die Gesimse geboten.

III. Fenster und Blenden.

Die Fenster sind in der Regel Langfenster, oben durch Stich-, Rund- oder Spitzbogen geschlossen, kleinere etwa

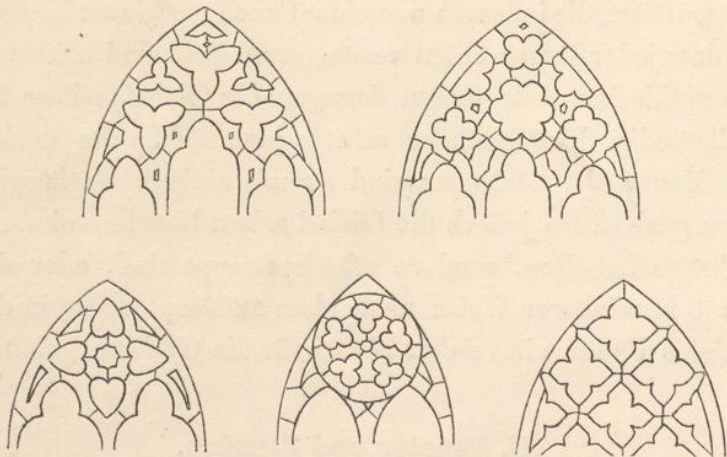
durch vorgeschobene Steine, oder ganz kleine durch zwei schräg gestellte Steine. Rundfenster in grösseren Massen sind selten. Meist kommen sie nur als Taglöcher in Giebeln u. dgl., oder als frei in die Luft ragende durchbrochene Rosetten, oder als vermauerte Blenden vor.

Die Fenster stehen entweder einzeln oder gekuppelt, dann häufig zwei durch einen grossen Bogen umfasst, oft aber reihenweise neben einander, so dass Bildungen entstehen, die an die Zwergsäulengalerien erinnern. So an einem Hause in Rostock, ähnlich auch die Blendenreihen an vielen Thürmen.

Auch an Kirchen stehen häufig zwei Fenster hart beisammen, oben zwischen den beiden Spitzbogen eine Blendrosette. Die Fensterstellung ist selbst dann so, wenn ein Gewölbeansatz im Innern auf den sehr dünnen Mittelpfosten trifft (an den Querschiffen einiger Kirchen in Mecklenburg). Diese Mittelpfosten werden in einigen Fällen so schwach, dass sie wie ein stärkerer Trennungspfosten eines Fensters aussehen, so dass man den grossen umfassenden Spitzbogen vermisst, der sie mit der Rosette darüber zu einem Fenster vereinigt. Grössere Fenster, insbesondere Kirchenfenster erhalten auch hier durch aufgemauerte Pföstchen, die sich oben verbinden, und durch horizontale Eisenstäbe Rahmen für die Ansätze des Glases. Diese senkrechten Pföstchen werden von Steinen, kaum 1 Decimeter breit, von gewöhnlicher Höhe, oft 10 Meter und noch höher aufgemauert und zeichnen sich durch die genaue senkrechte Stellung, in der sie allerdings nur durch die horizontalen Eisenstäbe erhalten werden, und durch die Schärfe, mit der sich die Glieder von oben bis unten verfolgen lassen, als Kunststücke der Maurerarbeit aus. Die obere Verbindung dieser Stäbe ist in der Regel einfacher als die reichen Masswerkverschlingungen der Gothik. In einfachster Weise stossen sie gerade senkrecht an die Spitzbogenumfassung des Fensters an. Einen Schritt weiter zu feinerer Ausbildung werden diese Stäbe oben durch kleine Spitzbogen verbunden, eine Art der Verbindung, die sich fast durchgehends bei Kirchenfenstern findet und die für diesen Stil massgebend erscheint.



In einzelnen Fällen finden sich auch bei den Fenstern aus ähnlichen Steinen wie wir sie bei den Friesen gefunden



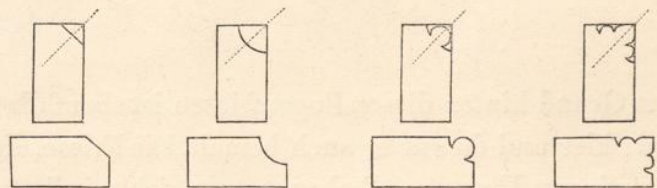
haben, zusammengesetzte Masswerke. Es sind diess Combinationen aus einem oder zwei Formsteinen, wobei blos ein-

zelne wenige besonders gebrannte oder mit dem Hammer zugerichtete Steine verwendet sind, oder wenn man noch weiter ging, mindestens gesucht ist, möglichst wenige Formsteine zu brauchen.

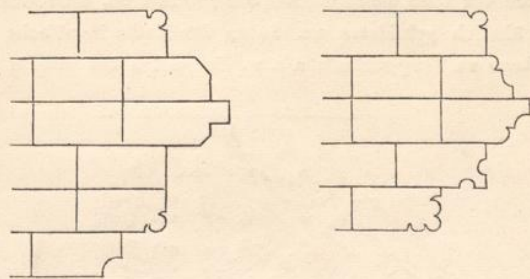
Nur sehr selten ging man so weit, dass man solche Figuren verwendete, die vorher im Ganzen modellirt werden mussten, selbst wenn man sie zum Brennen zerschnitt. Doch ist auch bei diesen das Profil sehr einfach, da es zu schwierig gewesen wäre, reiche Gliederung im weichen Thon herumzuführen. Bei Fensterblenden wurden oft reichere Motive angewandt, indem dort weniger Schwierigkeiten vorhanden waren, da die Steine eingemauert wurden, oder wo sie frei in die Luft ragten, mindestens nicht für die Ansätze des Glases gesorgt werden musste.¹ Da findet sich denn oft ein Reichthum, der die Compositionen des Sandsteinbaues weit übertrifft, schon deshalb, da die Masswerke hier aus kleinen Stückchen zusammengesetzt wurden; so die reichen Rosetten im Giebel des Rathhauses zu Tangermünde, an der Katharinenkirche zu Brandenburg u. s. w.

Die Profile dieser Stäbe und Masswerke sind um so einfacher, je reicher das Masswerk ist; insbesondere ist dies bei den Fenstern der Fall, wo in der Regel blos die Stäbe ein reicheres Profil zeigen, die oben einfach durch Spitzbogen verbunden sind.

Die Einfassungen der Fenster wie auch der Thürnen von den einfachsten bis zu den reichsten gehören zu den schönsten und eigenthümlichsten Bildungen des Backsteinbaues. Die grossen Schrägen oder überhaupt grosse Glieder sind selten, da fast nie ein Glied aus mehreren Steinen bestand; die Gliederung besteht aus rechtwinkligen Absätzen, den Steinen entsprechend, wobei jeder Absatz besonders gegliedert ist. Die Glieder sind jedoch immer so eingerichtet, dass dieselben Steine als Läufer und Binder dienen, so dass die Einfassung der Fenster in den Fugenverband des übrigen Gemäuers eingreift. Die Glieder sind also zu einer Axe im Winkel von 45° symmetrisch.



Sind auch die Profile der einzelnen Steine einfach, so entsteht doch durch ihre Zusammensetzung eine reiche Wirkung, die noch erhöht wird, wenn, was übrigens selten ist, einzelne Glieder nicht stetig fortlaufen, sondern unterbrochen und belebt sind, z. B. Rundstäbe gewunden oder als Zickzack herumlaufend. Bei allen diesen Gliedern aber ist der Fugenverband eine Haupttricksicht.

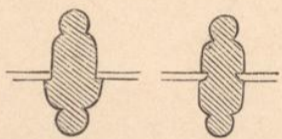


1. Dabei ist noch zu bemerken, dass die Masswerke für Fenster ein zweiseitiges, für Blenden nur ein einseitiges Profil verlangen.

Einzelne Steine müssen natürlich als Dreiviertelsteine vermauert werden, damit das Profil nicht blos unter sich in Verband ist, sondern auch mit dem Kern der Mauer. Am Anfang des Bogens hört der Fugenverband auf und jede Schichte ist als selbstandiger Bogen behandelt, da man in der Regel keine Keilsteine verwendete und sonst die äusseren Fugen zu breit geworden wären. Nur die äusserste Bogeneinfassung ist manchmal aus Läufern und Bindern zusammengesetzt.

An einigen Kirchen, z. B. zu Seehausen (in der Altmark), ist als Umrahmung der Fenster zwischen deren Gliederung und die Strebepfeiler ein aufrecht steigendes Friesgitter angeordnet, das sich mit dem unter dem Gesimse befindlichen Friese verbindet, wobei jedoch wie auch am Gesimse das Maasswerkgeritter nicht eingemauert, sondern blos eingesetzt ist und in einiger Entfernung vom vertieften Grunde freisteht, jedoch in gleicher Ebene mit der Mauerflucht.

Für die Ansätze des Glases ist sowohl an den freistehenden Mittelpföstchen (Stöcken), als an den mit der Einfassungsgliederung verbundenen, das Profil wie beim Hausteinmaasswerk so angeordnet, dass die innere oder äussere Gliederung schmaler ist und so innen oder aussen ein Ansatz für das Glas sich bildet, oder dass blos eine Nuthe eingeschnitten ist, in welche das Glaswerk sich einsetzt.



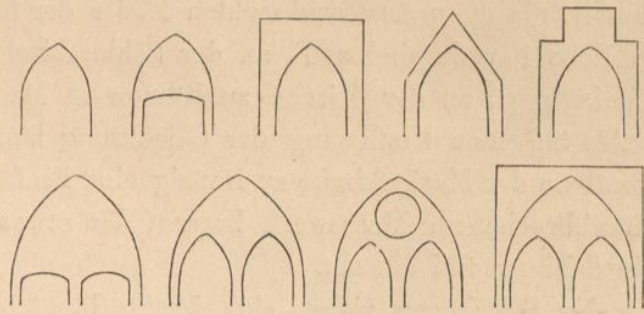
Die romanischen Fenster sind klein und haben noch kein Maasswerk; die Einfassungen der Fenster wie auch der Thüren sind einfacher; entweder blos in rechtwinkligen Absätzen, oder in einer grossen Schräge. Bei letzterer Art, wie sie sich z. B. an der Kirche zu Jerichow, am Dom zu Ratzeburg u. s. w. findet, war es natürlich nöthig, auf die Steine des Bogens grosse Sorgfalt zu verwenden, sie keilförmig herzustellen, die äussern Steine breiter als die innern, während bei den abgesetzten der Verband mit dem Anfange des Bogens aufhörte und jeder Absatz einen besondern Bogen bildet. An der Kirche zu Arendsee (in der Altmark), deren Fenster ebenfalls mit einfacher Schräge eingefasst sind, ist am Bogen der Fugenschnitt ebenfalls so angeordnet, dass jede Steinschichte einen einzelnen Bogen bildet. An den Chorfenstern der Kirche zu Jerichow sind am Bogen plattenförmige Steine angewandt, welche die Schräge bilden.

An der romanischen Klosterkirche zu Lehnin ist an der Westfäçade zu unterst eine Reihe spitzbogiger Blenden angebracht, die durch säulchenartige Rundstäbe getrennt sind, ein deutlicher Anklang an die Zwergsäulengalerien.

IV. Thüren und Portale.

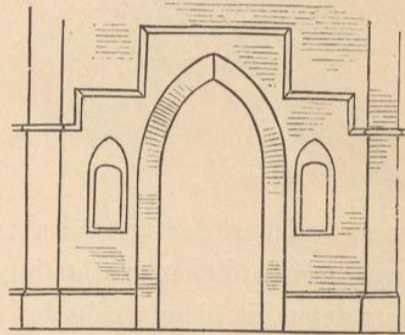
Die Eingänge sind wie überall, so auch hier mit Vorliebe und Auszeichnung behandelt, ohne jedoch bei einer Bauweise, wo die Massenwirkung so vorherrschend und überwiegend ist, solche Grösse, Bedeutung und Reichthum zu erlangen, wie bei den steinernen Domen. Aber selbst das kleinste Thürchen hat mindestens reiche Einfassung;

doch blieb man selten bei der blosen Einfassung stehen, sondern durch wagerechte, bogenförmige, giebelförmige Umrahmung bilden sich eigentliche Portale.



Zwei Eingänge neben einander werden von einem grössern Bogen zusammengefasst und erhalten im obern Feld eine durchbrochene oder Reliefrosette zwischen sich, der gemeinschaftliche Bogen wird abermals umrahmt, die Bogenanfänger durch verzierte Kämpfer hervorgehoben, die Lünetten und Zwickel mit Maasswerk bedeckt.

Auch Nischen neben den Eingängen werden mit den Portalanlagen in Verbindung gebracht.



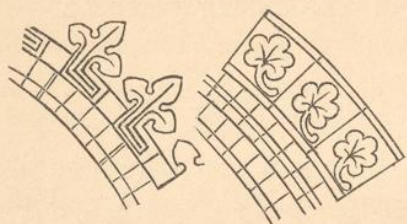
Die Kämpfer, mit Maasswerk, Blatt und Thiergestalten geschmückt, ziehen sich jedoch meist nicht um alle kleinern Glieder herum, sondern folgen blos den Hauptabsätzen der Gliederung, während die Abfassungen, Rundstäbe u. dgl. sich entweder am Kämpfer abstossen oder sich unter dem Kämpfer in die rechtwinklige Form des Absatzes auflösen. Bei den reichen Portalen der Stefanskirche zu Tangermünde ist der verzierte Kämpfer geradezu als schwerer Klotz zwischen die senkrechten Theile und den Bogen eingeschoben, ohne auf die Gliederung Rücksicht zu nehmen. Von dem Maasswerk, das die Zwickel bedeckt, zeigt sich besonders häufig ein gitterartiges glasirtes Ornament mit Putzgrund.



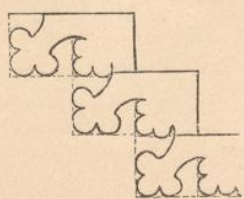
Den Hauptschmuck der Portale bildet jedoch die meist glasirte Einfassungsgliederung. Sie zieht sich in der Regel durch die ganze Tiefe der Mauer in Absätzen, wie sie der Fugenverband gibt, hinein, so dass die Thüre auf der innern Seite angeschlagen ist. Nur selten ist der Anschlag in der Mitte, so dass die Einfassungsgliederung sich innen und aussen ansetzt. Die Gliederung ist der der Fenster ähnlich, nur reicher und freier, was um so leichter geschehen kann, als oft grössere Steine die Einfassung bilden. Auch hier ziehen sich die Glieder meist in stetigen

Linien herum. Unterbrechungen sind seltener und nur in einzelnen Fällen kommt Blattwerk als Füllung von Hohlkehlen oder auf Rundstäbe aufgesetzt vor. Diess nur bei Portalen mit ausgebildetem Kämpfer, wo der Bogen reicher gehalten ist als die untern senkrechten Theile der Einfassung. Solche Portale sind z. B. an der Schlosskirche auf der Marienburg, an der Kirche zu Bützow in Mecklenburg. Als äusserste Umfassung der Gliederung läuft um ein Portal an der Marienkirche zu Danzig eine Einfassung von durchbrochenem Maasswerk herum, das etwas vom Grunde dahinter frei absteht.

Um den Spitzbogen ziehen sich häufig blattähnliche Verzierungen herum, die entweder ausgeschnitten über die Wandfläche vorstehen, oder friesartig eingelegt sind. Solche Friese stellen auch Köpfe und phantastische Thiergestalten dar, wie sie als Gesimsfriese vorkommen. Nur selten jedoch sind diese Verzierungen als sandsteinähnliche Krappen modellirt, wie an den Portalen der Stefanskirche zu Tangermünde.



Die Einfassungsglieder der romanischen Portale sind einfach, nur aus gewöhnlichen rechtwinkligen Steinen, etwa mit abgerundeten Steinen wechselnd, zusammengesetzt, zwischen die einzelne säulchenartige Gliederungen eintreten. Reichere Wirkung machen schon die einfachen gothischen, wo reichere Abwechslung in der Profilirung der einzelnen Steine ist, indem Rundstäbe mit Birnstäben, Hohlkehlen, rechtwinkligen Steinen u. s. w. wechseln. Ganz eigenthümlich überraschende Wirkungen entstehen jedoch, wenn nicht blos die vordern Kanten, sondern auch die Ecken, wo die Steine zusammenstossen, gegliedert sind, wenn etwa die vordere Ecke durch ein Bündel Rundstäbe gebildet ist, dann das Profil sich in den Stein hinein vertieft, in der hintern Ecke wieder ein Bündel Rundstäbe sitzt, der oft grösser ist, als die Oeffnung zwischen den beiden vordern Rundstabbündeln, so dass die hintern in tiefem Schatten liegen. Sehr schöne solche Profile zeigt namentlich die Katharinenkirche zu Brandenburg.



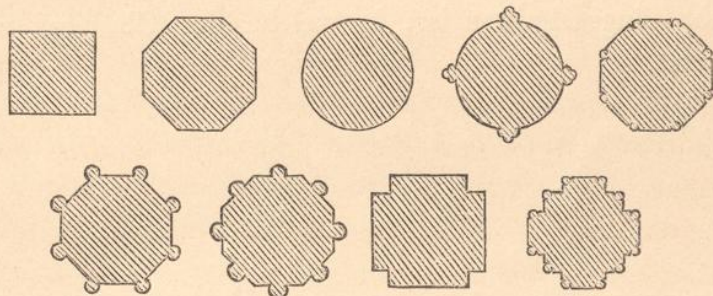
Wo die Gliederung nicht die ganze Mauertiefe in Anspruch nimmt, sondern noch eine breite Leibung bleibt, ist diese oben im Bogen mit einem Verputzstreifen bedeckt, der bemalt war; mindestens haben sich einige Spuren der Bemalung erhalten. Aber auch sonst sind die Eingänge in der Farbe, wie in der Form ausgezeichnet. Meist bestehen sie aus glasierten Steinen, auch wenn der übrige Bau blos die gewöhnliche Steinfarbe zeigt. Sie wechseln selbst in

verschiedenfarbig glasierten Steinen, indem rothe, weisse, gelbe, grüne, blaue, schwarze u. s. w. Steinschichten sich periodisch wiederholen. So sind z. B. einige Eingänge zu Wohnhäusern in Stargard in Pommern reich in farbigem Schmuck aufgeführt.

V. Pfeiler und Gewölbe.

(Dazu Taf. VI.)

Die Pfeiler im Innern der Räume, namentlich in Kirchen, sind auf verschiedenste Art gebildet. Von dem einfach viereckigen, runden, achteckigen Pfeiler steigert sich der Reichtum bis zu Auflösung des Pfeilers in ganz kleine Glieder, wie sie z. B. die Marienkirche zu Lübeck zeigt (Fig. 13). Einige häufig vorkommende Pfeiler-Grundrisse sind folgende: Rundpfeiler mit vier Diensten oder Rundstabbündeln auf vier Seiten ähnliche mit acht Diensten, achteckige Pfeiler mit acht Rundstäben an den Ecken, etwa mit einem dünnen Birnstab auf der Fläche, oder achteckige Pfeiler mit acht Halbsäulen oder blos vier auf den Flächen, in viereckigen Absätzen gegliederte Pfeiler u. s. w.



Der Pfeiler Fig. 9 (Taf. VI) aus der Kirche zu Bützow ist nicht concentrisch, sondern oblong, so dass die schmalen Seiten dem Schiffe zugekehrt sind, die breiten den Arkaden. Der Fugenschnitt ist angegeben, so weit er sich verfolgen liess. Der Pfeiler Fig. 12 aus der Marienkirche zu Prenzlau ist ein Kreuzpfeiler mit vorgelegten Diensten und ausgefüllten Ecken; die Gliederung ist massig und erinnert, wie Manches in dieser Kirche, an den Steinbau.

Von guter Wirkung ist der Pfeiler Fig. 14 aus der Marienkirche zu Rostock, wo die kleinen Gliederbündel mit den ruhigen Theilen der Ecken einen angenehmen Wechsel bilden. Ganz ähnlich sind die Pfeiler des Doms zu Schwerin gebildet. Dagegen ist die Wirkung des Pfeilers Fig. 13 aus der Marienkirche zu Lübeck nicht gut, weil dort die Glieder zu klein sind, ohne dass die Ecken mächtig genug wären, ein Gegengewicht zu halten. Es sind indess nicht alle Pfeiler der Kirche so profilirt, und es ist diess Beispiel nur gewählt, um diese weitestgehende Gliederung zu zeigen.

Auch bei den Pfeilern, die ganz besonders zum Tragen bestimmt sind, ist natürlich auf guten Fugenverband sehr gesehen. In vielen Fällen genügte die einfache Farbe nicht und man suchte durch glasierte Steine die reiche Wirkung zu erhöhen. So sind z. B. in den Kirchen zu Stendal Rundpfeiler mit vier Rundstabbüscheln, die ziemlich kahl aussehen würden, dadurch belebt, dass die Binder glasiert sind, so dass bei dem wechselnden Fugenverband die Pfeiler aussehen, als ob ein Band herumgewunden wäre. (Siehe

Taf. VI, Fig. 1 und 2, Grundriss und Fuss der Pfeiler in der Marienkirche zu Stendal.)¹

Sehr reich bemalt ist ein Pfeiler im Querschiff der Kirche zu Dobberan. Es ist eine Art Teppichmuster, so hervorgebracht, dass die Oberfläche jedes einzelnen Steines mit einer bunten Farbe bemalt ist. Diese Bemalung könnte wohl ursprünglich sein, um den wunderbar schlanken Pfeiler, von dem die Sage geht, dass der Meister ihn ohne Sockel und Richtscheit aufgeführt habe, auch in der Farbe auszuzeichnen.

Die Bildung der Füsse ist einfach und in der Regel sehr roh; entweder sitzen die gegliederten Pfeilerschichten bloß auf ungegliederten auf, die die allgemeine Form des Pfeilers haben, oder einige wagrechte Glieder laufen als Fussgesimse herum, mit denen man jedoch bei vorspringenden Pfeilerteilen wenig Umstände machte, indem von einem der beiden Theile gerade so viel abgehauen wurde, als nöthig war, um dem andern Platz zu machen. Nur selten wurden besondere Steine geformt, um eine Verkröpfung der Fussgesimsglieder um einzelne Pfeilerglieder herzustellen, obgleich bloß in den wenigsten Fällen die gewöhnlichen Formsteine hinreichten. Es ist diess eine jener Rohheiten, wie sie durch bloße handwerksmässige Ausübung der Baukunst entstehen; es schien nicht der Mühe werth, sich bei solchen Uebergängen mehr zu belästigen. Vergleiche Fig. 1 und 5, Taf. VI. Fig. 5 ist ein Pfeiler im Querschiff der Marienkirche zu Wismar. In Fig. 8 ist das Fussgesimsprofil vergrössert. Fig. 6 gibt den Grundriss dieses Pfeilers.²

Aehnlich roh ist die Bildung der Pfeilerkapitälé. Es sind dieselben niedern Knäufe wie beim Sandsteinbau, doch selten so schön gebildet. Auch hier werden manchmal bloß einige vorspringende Steinschichten aufgesetzt, an die die Pfeilerglieder anstossen, und auf welche sich die anders als die Pfeiler gegliederten Bögen aufsetzen. Ein Kragstein in ganz einfacher Form oder etwa ein Kopf nimmt die Kreuzrippen auf. Wo die Kapitälé hübsch gebildet sind, zieht sich ein Fries mit Ornamenten um die Pfeiler und ihre Gliederung herum, oder die bloße Kelchform mit Halsband und Deckel kröpft sich um Pfeiler und Dienste. Doch sind

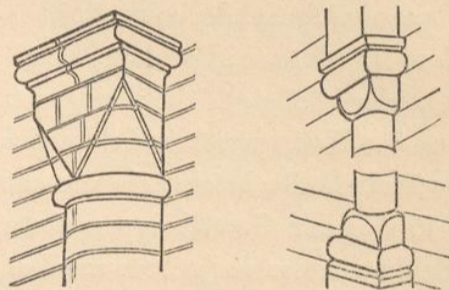
1. Das Innere der Marienkirche und des Doms zu Stendal zeigt noch die natürliche Farbe und Fügung der Backsteine an Wänden und Pfeilern, und liefert so den thatsächlichen Beweis, dass der Backstein auch für's Innere der Kirchen passe und dass dieses weder zu düster noch zu roh aussehe, wenn diese Eindrücke nicht durch andere Gründe hervorgebracht werden. Die Gesamtfarbe ist nicht dunkler als die des rothen Sandsteines der süddeutschen Dome, wie er sich z. B. so schön im Innern des Münsters zu Strassburg seit seiner Reinigung zeigt. Im Chore des Domes, dessen Fenster durchgehends mit Glasmalereien geschmückt sind, zeigt es sich auch, dass das Innere nicht zu dunkel wird, dass sogar das Dunkel der Umrahmung die Malerei mehr leuchten lässt.

2. Eine Beschreibung dieser Kirche gibt Lübke in dem Aufsätze des deutschen Kunstblattes: *Eine Reise in Mecklenburg*, Jahrgang 1852, Nr. 35 ff. Die Kirche wirkt hauptsächlich durch ihre Grösse, wie auch die übrigen Kirchen zu Wismar; doch sind die Verhältnisse aller zu hoch und die Ausbildung roh. Das Langhaus hat achteckige Pfeiler von bedeutender Dicke, deren Grundriss Fig. 4 gibt. Die Ecken sind mit kleinen Rundstäben gegliedert, in der Mitte jeder Fläche steigt ein Birnstab empor, jedoch nicht bis zum Kämpfer, und endigt in Consolen (deren eine in Fig. 7 abgebildet ist), die Figürchen tragen sollten. Der Chor der Kirche ist urkundlich 1339 bis 1354 durch Meister Groote erbaut, das Schiff in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, die Kapellen und Sakristei im fünfzehnten. Das Querschiff stützt sich, wie auch das der Kirche zu Dobberan, auf sehr schlanke Pfeiler, deren Dünne auffallend ist gegenüber den massigen Pfeilern der Arkaden des Langhauses.

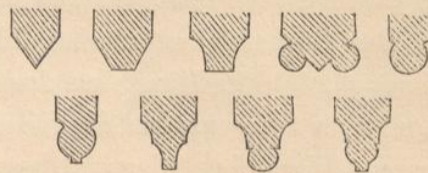
reichere und schönere Kapitälé gemeinlich aus Sandstein, Kalkstein oder Steinguss.¹

Bei überhöhten Mittelschiffkirchen werden die Pfeilerkapitälé, die in der Höhe der Bogensätze der Seitenschiffe angeordnet sind, von den weiter in die Höhe steigenden Diensten durchschnitten. Manchmal jedoch fangen die Dienste erst in dieser Höhe an und sitzen auf Consolen auf. Vergleiche Fig. 3 den Pfeilerknäuf der Marienkirche zu Wismar, und Fig. 11 aus dem Chore der Marienkirche zu Stargard, wo noch unter dem Kämpfer kleine Nischen mit Consolen für Figürchen in jede Seite eingetieft sind. Die Pfeiler sind wie das ganze Innere so dick mit Mörtel überzogen, dass sich die Gliederung kaum errathen lässt. Wie im Sandsteinbau mit der weitem Entwicklung des Stiles die Kämpfer wegfallen, so fehlen sie auch hier bei manchen Bauten.

Fast die einzigen organisch in Backstein gebildeten Ueberführungen runder Pfeilerglieder oder Säulen in viereckige Platten sind die den Würfelkapitälén nachgebildeten im romanischen Backsteinbau vorkommenden Knäufe, bei denen jedoch meist an Stelle des halbkreisförmigen Schildes ein dreieckiges oder trapezförmiges tritt; die gleiche Form findet sowohl bei Füssen als Kämpfern Anwendung.



Die Gliederung der Hauptscheidebögen ist der der Thüren und Fenster ähnlich, nämlich in Absätzen. Auch hier wird jeder Absatz als besonderer Bogen versetzt, so dass keine Keilsteine nöthig sind; bloß im Innern etwa wird ein Verband hergestellt. Auch hier ist, wo noch eine breite Leibung bleibt, ein Putzstreifen für Malerei aufgelegt. Vergleiche Fig. 10 Kämpfer und Bogenanfänger aus der Kirche zu Bützow, von dem Fig. 9 den Grundriss gibt. Die Rippen, die bloß aus einer Steinbreite² bestehen oder höchstens in wechselnden Schichten aus ganzen und halben Steinen, haben ganz die beim Sandsteinbau gebräuchliche Profilierung.

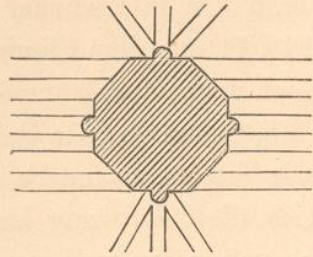


Bei Kirchen fällt die Magerkeit der Rippen um so mehr auf, als die Scheidebögen gewöhnlich sehr breit sind, in

1. Eine Art Cement. Seine Anwendung war jedoch von der heutigen sehr verschieden. Während man heute aus gewöhnlichen Steinen mauert und einen Cementüberzug darüber macht und so das Material, das den Dienst leistet, verlügnet und versteckt, goss man damals ganze Massen aus Cement, die, nachdem sie gehörig getrocknet und erhärtet waren, versetzt und vermauert wurden. Dort tragen diese Mörtelmassen, sie leisten wirklich einen Dienst, sind nicht bloßes Kleid.

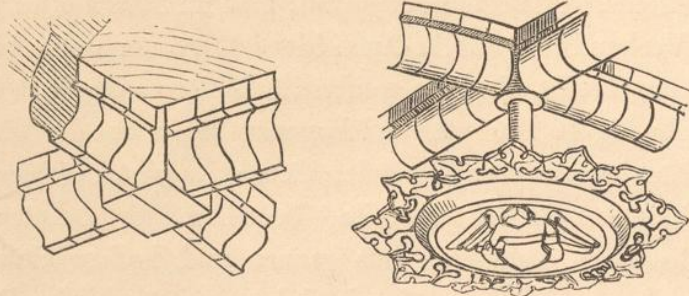
2. Sie sind in der Regel so schmal, dass sie, namentlich wenn ein Rundstab oder Birnstab die ganze Gliederung darstellt, für's Auge ganz den Charakter

der Regel fast die ganze Breite des Pfeilers haben. Bei überhöhten Mittelschiffen, wo die lastende Mittelschiffmauer auf den Bögen ruht, wo im Mittelschiff die schmalen Rippen von den breiten Bögen entfernt sind, und wo der breite Bogen einen festen Abschluss für die ohne Gegen-schub gegen ihn gestützten Gewölbe des Seitenschiffs dar-



stellt, ist diese Anordnung weniger hässlich als bei Hallenkirchen, wo eine Last auf den Bögen für's Auge fehlt und die magern Rippen unmittelbar neben den oft plumpen Bögen sitzen. Diese Gewölbrippen sind manchmal bemalt, jedoch so, dass die Bemalung unmittelbar auf die Steine aufgetragen ist, während man sonst in der Regel nur auf Mörtelgrund, Streifen oder Flächen malte.

Der Punkt, wo mehrere Rippen sich kreuzen, beim Kreuzgewölbe der Schluss, ist in der Regel durch einen Schlussstein ausgezeichnet, der entweder besonders modellirt ist, auf dem Blattkränze, Rosetten, Köpfe, Wappen angebracht sind, oder häufig aus Stein eingesetzt ist. Ein einfacher Schluss des Kreuzgewölbes bildet sich auch, indem bloß zwei gewöhnliche Backsteine eingesetzt werden, gegen die sich die Profile der Gewölbrippen abstoßen. Wo die Grösse des Schlusssteines nicht bedeutend und nicht reich genug erschien, befestigte man grosse geschnitzte hölzerne Scheiben an den Schlussstein, deren reiche Schnitzereien bemalt und vergoldet werden konnten.



Es bleiben jetzt noch die verschiedenen Gewölbeformen zu betrachten. Der Backsteinbau machte hier denselben Entwicklungsgang mit dem Hausteine durch. In der Periode des romanischen Stils wurden die Kirchen theils mit einfachen Kreuzgewölben ohne Diagonalrippen, theils mit Kuppelgewölben bedeckt, die zwischen Hauptgurtbogen eingespannt sind. Die Absiden sind mit Halbkuppeln überwölbt. In der gothischen Periode treten Diagonalrippen in die Kreuzgewölbe ein, dagegen werden die Hauptgurte ganz schmal, ebenfalls bloße Rippen. Da jedes Gewölbfeld

verlieren, als seien die Gewölbfächen von ihnen getragen, und bloß als eingelegte Fäden aussehen. Doch treten sie constructiv nicht als bloße Eckgliederung der Kreuzgewölbe auf, indem nicht ein Eckverband mit gegliederten Steinen vorhanden ist; die Rippen sind hoch und oben zum Ansatz der Gewölbe abge-schrägt, so dass sie diese tragen, selbst wenn sie nur durch sie die nöthige Ver-spannung gegen ein Ausweichen nach der Seite bekommen.

als selbstständige Kappe zwischen die Rippen eingespannt wird, hatten auch die Hauptgurte keine andere Bedeutung als die Kreuzgurte. Als in späterer Zeit auch im Sandsteinbau reichere Gewölbeformen maassgebend wurden, traten auch hier die Sterngewölbe ein, die sich in ähnlichen Zeichnungen wie dort finden. Entsteigen dem Kämpfer viele Rippen in regelmässiger Vertheilung, so entstehen Palmengewölbe, die besonders dann von prächtiger Wirkung sind, wenn sie in Verbindung mit dem Hausteinbau vorkommen, wenn sie von einem dünnen Mittelpfeiler ihre reichen Aeste ausbreiten. Solche Palmengewölbe finden sich besonders schön auf der Marienburg, wo sie von Granitpfeilern ausgehen und wo die Gewölbanfänger bis zur Höhe der auseinander gelösten Gräthe aus Kalkstein bestehen. Auch im Junkerhof zu Danzig, im Dom zu Frauenberg etc. finden sich schöne Palmengewölbe. Den Palmengewölben liegt jedoch nicht mehr das Princip des Kreuzgewölbes zu Grunde, wie den Sterngewölben, sondern das des Ringgewölbes.

Ausserdem finden sich Netzgewölbe (Prinzip des Tonnengewölbes) und die damit zusammenhängenden, dem Schlusse des Mittelalters angehörenden Zellengewölbe, die sich bilden, wenn sich die Netzzeichnung vermehrt, so dass sehr kleine Felder entstehen, die zellenartig in den Gewölbkörper hineingetieft sind, wobei jedoch die umsäumenden Rippen wegbleiben und an deren Stelle eine scharfe Kante tritt. Solche Gewölbe finden sich z. B. im Rathhause zu Jüterbog (abgebildet bei Puttrich), und in der Kapelle neben dem Dom zu Brandenburg. Es war mir nicht möglich, deren jedenfalls interessante gekünstelte Construction zu untersuchen.

VI. Strebepfeiler.

Es wurde schon anfangs bei Schilderung des allgemeinen Charakters dieser Bauten gesagt, dass ihnen Ruhe und Einfachheit eigen sei. Dazu trägt in den meisten Fällen die Behandlung der Strebepfeiler viel bei. Sie fehlen nämlich bei Kirchen häufig im Aeussern ganz und sind in's Innere gerückt, so dass Kapellen oder Emporen entstehen, die durch Oeffnungen in den Strebepfeilern mit einander verbunden sind. Im Aeussern bleiben sodann die Mauern ganz glatt, oder Lesenen bezeichnen die Stelle, wo innen Gewölbe und Widerlager sich befinden. Diese Lesenen werden dann reich verziert, indem man selten bei der glatten Fläche oder einfachen Einfassung stehen blieb. Maasswerkverschlingungen, Nischen mit Figürchen, kleine Giebelchen werden in mehreren Reihen über einander eingelegt und angeheftet. Solche reich verzierte Lesenen finden sich an der Katharinenkirche zu Brandenburg, an der Marienkirche zu Stargard u. a.

Die Lesenen des romanischen Stils sind sehr einfach, bloß aus einem Wandstreifen bestehend, der in Breite eines Steines angeordnet ist und einen halben Stein Vorsprung hat. Nur an den Ecken sind sie in der Regel breiter. Dagegen treten an ihre Stelle als Vertikalgliederung von Absiden bloße einen halben Stein breite abgerundete Wandstreifen, die an die Halbsäulen des Hausteinbaues erinnern. An der Absis der Kirche zu Arendsee haben die Lesenen in der Mitte einen Grath, der sich gegen die Seiten zu abflacht

Taf. VI, Fig. 1 und 2, Grundriss und Fuss der Pfeiler in der Marienkirche zu Stendal.)¹

Sehr reich bemalt ist ein Pfeiler im Querschiff der Kirche zu Dobberan. Es ist eine Art Teppichmuster, so hervorgebracht, dass die Oberfläche jedes einzelnen Steines mit einer bunten Farbe bemalt ist. Diese Bemalung könnte wohl ursprünglich sein, um den wunderbar schlanken Pfeiler, von dem die Sage geht, dass der Meister ihn ohne Sockel und Richtscheit aufgeführt habe, auch in der Farbe auszuzeichnen.

Die Bildung der Füsse ist einfach und in der Regel sehr roh; entweder sitzen die gegliederten Pfeilerschichten bloß auf ungegliederten auf, die die allgemeine Form des Pfeilers haben, oder einige wagrechte Glieder laufen als Fussgesimse herum, mit denen man jedoch bei vorspringenden Pfeilerteilen wenig Umstände machte, indem von einem der beiden Theile gerade so viel abgehauen wurde, als nöthig war, um dem andern Platz zu machen. Nur selten wurden besondere Steine geformt, um eine Verkröpfung der Fussgesimsglieder um einzelne Pfeilerglieder herzustellen, obgleich bloß in den wenigsten Fällen die gewöhnlichen Formsteine hinreichten. Es ist diess eine jener Rohheiten, wie sie durch bloße handwerksmässige Ausübung der Baukunst entstehen; es schien nicht der Mühe werth, sich bei solchen Uebergängen mehr zu belästigen. Vergleiche Fig. 1 und 5, Taf. VI. Fig. 5 ist ein Pfeiler im Querschiff der Marienkirche zu Wismar. In Fig. 8 ist das Fussgesimsprofil vergrössert. Fig. 6 gibt den Grundriss dieses Pfeilers.²

Aehnlich roh ist die Bildung der Pfeilerkapitälé. Es sind dieselben niedern Knäufé wie beim Sandsteinbau, doch selten so schön gebildet. Auch hier werden manchmal bloß einige vorspringende Steinschichten aufgesetzt, an die die Pfeilerglieder anstossen, und auf welche sich die anders als die Pfeiler gegliederten Bögen aufsetzen. Ein Kragstein in ganz einfacher Form oder etwa ein Kopf nimmt die Kreuzrippen auf. Wo die Kapitälé hübsch gebildet sind, zieht sich ein Fries mit Ornamenten um die Pfeiler und ihre Gliederung herum, oder die bloße Kelchform mit Halsband und Deckel kröpft sich um Pfeiler und Dienste. Doch sind

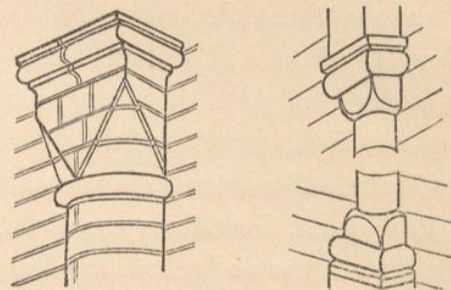
1. Das Innere der Marienkirche und des Doms zu Stendal zeigt noch die natürliche Farbe und Fügung der Backsteine an Wänden und Pfeilern, und liefert so den thatsächlichen Beweis, dass der Backstein auch für's Innere der Kirchen passe und dass dieses weder zu düster noch zu roh aussehe, wenn diese Eindrücke nicht durch andere Gründe hervorgebracht werden. Die Gesamtfarbe ist nicht dunkler als die des rothen Sandsteines der süddeutschen Dome, wie er sich z. B. so schön im Innern des Münsters zu Strassburg seit seiner Reinigung zeigt. Im Chore des Domes, dessen Fenster durchgehends mit Glasmalereien geschmückt sind, zeigt es sich auch, dass das Innere nicht zu dunkel wird, dass sogar das Dunkel der Umrahmung die Malerei mehr leuchten lässt.

2. Eine Beschreibung dieser Kirche gibt Lübke in dem Aufsätze des deutschen Kunstblattes: *Eine Reise in Mecklenburg*, Jahrgang 1852, Nr. 35 ff. Die Kirche wirkt hauptsächlich durch ihre Grösse, wie auch die übrigen Kirchen zu Wismar; doch sind die Verhältnisse aller zu hoch und die Ausbildung roh. Das Langhaus hat achteckige Pfeiler von bedeutender Dicke, deren Grundriss Fig. 4 gibt. Die Ecken sind mit kleinen Rundstäben gegliedert, in der Mitte jeder Fläche steigt ein Birnstab empor, jedoch nicht bis zum Kämpfer, und endigt in Consolen (deren eine in Fig. 7 abgebildet ist), die Figürchen tragen sollten. Der Chor der Kirche ist urkundlich 1339 bis 1354 durch Meister Groote erbaut, das Schiff in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, die Kapellen und Sakristei im fünfzehnten. Das Querschiff stützt sich, wie auch das der Kirche zu Dobberan, auf sehr schlanke Pfeiler, deren Dünne auffallend ist gegenüber den massigen Pfeilern der Arkaden des Langhauses.

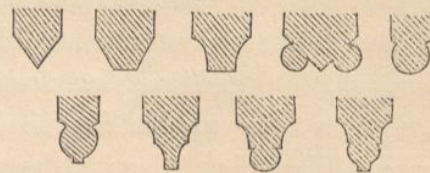
reichere und schönere Kapitälé gemeinlich aus Sandstein, Kalkstein oder Steinguss.¹

Bei überhöhten Mittelschiffkirchen werden die Pfeilerkapitälé, die in der Höhe der Bogensätze der Seitenschiffe angeordnet sind, von den weiter in die Höhe steigenden Diensten durchschnitten. Manchmal jedoch fangen die Dienste erst in dieser Höhe an und sitzen auf Consolen auf. Vergleiche Fig. 3 den Pfeilerknäuf der Marienkirche zu Wismar, und Fig. 11 aus dem Chore der Marienkirche zu Stargard, wo noch unter dem Kämpfer kleine Nischen mit Consolen für Figürchen in jede Seite eingetieft sind. Die Pfeiler sind wie das ganze Innere so dick mit Mörtel überzogen, dass sich die Gliederung kaum errathen lässt. Wie im Sandsteinbau mit der weitem Entwicklung des Stiles die Kämpfer wegfallen, so fehlen sie auch hier bei manchen Bauten.

Fast die einzigen organisch in Backstein gebildeten Ueberführungen runder Pfeilerglieder oder Säulen in viereckige Platten sind die den Würfelkapitälén nachgebildeten im romanischen Backsteinbau vorkommenden Knäufé, bei denen jedoch meist an Stelle des halbkreisförmigen Schildes ein dreieckiges oder trapezförmiges tritt; die gleiche Form findet sowohl bei Füßen als Kämpfern Anwendung.



Die Gliederung der Hauptscheidebögen ist der der Thüren und Fenster ähnlich, nämlich in Absätzen. Auch hier wird jeder Absatz als besonderer Bogen versetzt, so dass keine Keilsteine nöthig sind; bloß im Innern etwa wird ein Verband hergestellt. Auch hier ist, wo noch eine breite Leibung bleibt, ein Putzstreifen für Malerei aufgelegt. Vergleiche Fig. 10 Kämpfer und Bogenanfänger aus der Kirche zu Bützow, von dem Fig. 9 den Grundriss gibt. Die Rippen, die bloß aus einer Steinbreite² bestehen oder höchstens in wechselnden Schichten aus ganzen und halben Steinen, haben ganz die beim Sandsteinbau gebräuchliche Profilierung.

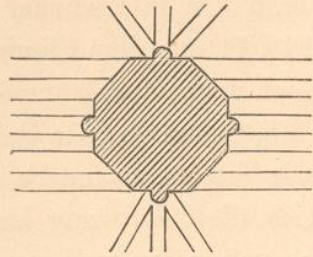


Bei Kirchen fällt die Magerkeit der Rippen um so mehr auf, als die Scheidebögen gewöhnlich sehr breit sind, in

1. Eine Art Cement. Seine Anwendung war jedoch von der heutigen sehr verschieden. Während man heute aus gewöhnlichen Steinen mauert und einen Cementüberzug darüber macht und so das Material, das den Dienst leistet, verlügnet und versteckt, goss man damals ganze Massen aus Cement, die, nachdem sie gehörig getrocknet und erhärtet waren, versetzt und vermauert wurden. Dort tragen diese Mörtelmassen, sie leisten wirklich einen Dienst, sind nicht bloßes Kleid.

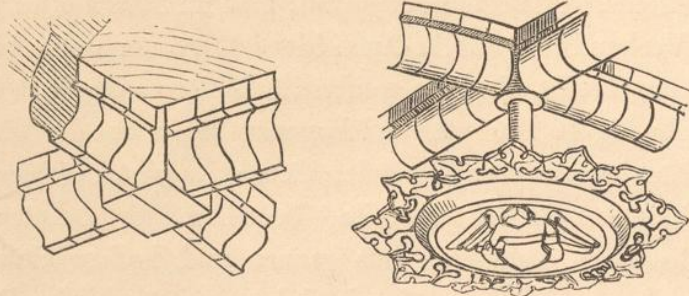
2. Sie sind in der Regel so schmal, dass sie, namentlich wenn ein Rundstab oder Birnstab die ganze Gliederung darstellt, für's Auge ganz den Charakter

der Regel fast die ganze Breite des Pfeilers haben. Bei überhöhten Mittelschiffen, wo die lastende Mittelschiffmauer auf den Bögen ruht, wo im Mittelschiff die schmalen Rippen von den breiten Bögen entfernt sind, und wo der breite Bogen einen festen Abschluss für die ohne Gegen-schub gegen ihn gestützten Gewölbe des Seitenschiffs dar-



stellt, ist diese Anordnung weniger hässlich als bei Hallenkirchen, wo eine Last auf den Bögen für's Auge fehlt und die magern Rippen unmittelbar neben den oft plumpen Bögen sitzen. Diese Gewölbrippen sind manchmal bemalt, jedoch so, dass die Bemalung unmittelbar auf die Steine aufgetragen ist, während man sonst in der Regel nur auf Mörtelgrund, Streifen oder Flächen malte.

Der Punkt, wo mehrere Rippen sich kreuzen, beim Kreuzgewölbe der Schluss, ist in der Regel durch einen Schlussstein ausgezeichnet, der entweder besonders modellirt ist, auf dem Blattkränze, Rosetten, Köpfe, Wappen angebracht sind, oder häufig aus Stein eingesetzt ist. Ein einfacher Schluss des Kreuzgewölbes bildet sich auch, indem bloß zwei gewöhnliche Backsteine eingesetzt werden, gegen die sich die Profile der Gewölbrippen abstoßen. Wo die Grösse des Schlusssteines nicht bedeutend und nicht reich genug erschien, befestigte man grosse geschnitzte hölzerne Scheiben an den Schlussstein, deren reiche Schnitzereien bemalt und vergoldet werden konnten.



Es bleiben jetzt noch die verschiedenen Gewölbeformen zu betrachten. Der Backsteinbau machte hier denselben Entwicklungsgang mit dem Hausteine durch. In der Periode des romanischen Stils wurden die Kirchen theils mit einfachen Kreuzgewölben ohne Diagonalrippen, theils mit Kuppelgewölben bedeckt, die zwischen Hauptgurtbogen eingespannt sind. Die Absiden sind mit Halbkuppeln überwölbt. In der gothischen Periode treten Diagonalrippen in die Kreuzgewölbe ein, dagegen werden die Hauptgurte ganz schmal, ebenfalls bloße Rippen. Da jedes Gewölbfeld

verlieren, als seien die Gewölbfächen von ihnen getragen, und bloß als eingelegte Fäden aussehen. Doch treten sie constructiv nicht als bloße Eckgliederung der Kreuzgewölbe auf, indem nicht ein Eckverband mit gegliederten Steinen vorhanden ist; die Rippen sind hoch und oben zum Ansatz der Gewölbe abge-schrägt, so dass sie diese tragen, selbst wenn sie nur durch sie die nöthige Ver-spannung gegen ein Ausweichen nach der Seite bekommen.

als selbstständige Kappe zwischen die Rippen eingespannt wird, hatten auch die Hauptgurte keine andere Bedeutung als die Kreuzgurte. Als in späterer Zeit auch im Sandsteinbau reichere Gewölbeformen maassgebend wurden, traten auch hier die Sterngewölbe ein, die sich in ähnlichen Zeichnungen wie dort finden. Entsteigen dem Kämpfer viele Rippen in regelmässiger Vertheilung, so entstehen Palmengewölbe, die besonders dann von prächtiger Wirkung sind, wenn sie in Verbindung mit dem Hausteinbau vorkommen, wenn sie von einem dünnen Mittelpfeiler ihre reichen Aeste ausbreiten. Solche Palmengewölbe finden sich besonders schön auf der Marienburg, wo sie von Granitpfeilern ausgehen und wo die Gewölbanfänger bis zur Höhe der auseinander gelösten Gräthe aus Kalkstein bestehen. Auch im Junkerhof zu Danzig, im Dom zu Frauenberg etc. finden sich schöne Palmengewölbe. Den Palmengewölben liegt jedoch nicht mehr das Princip des Kreuzgewölbes zu Grunde, wie den Sterngewölben, sondern das des Ringgewölbes.

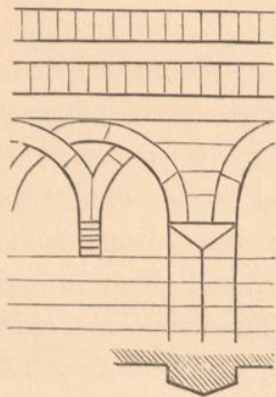
Ausserdem finden sich Netzgewölbe (Prinzip des Tonnengewölbes) und die damit zusammenhängenden, dem Schlusse des Mittelalters angehörenden Zellengewölbe, die sich bilden, wenn sich die Netzzeichnung vermehrt, so dass sehr kleine Felder entstehen, die zellenartig in den Gewölbkörper hineingetieft sind, wobei jedoch die umsäumenden Rippen wegbleiben und an deren Stelle eine scharfe Kante tritt. Solche Gewölbe finden sich z. B. im Rathhause zu Jüterbog (abgebildet bei Puttrich), und in der Kapelle neben dem Dom zu Brandenburg. Es war mir nicht möglich, deren jedenfalls interessante gekünstelte Construction zu untersuchen.

VI. Strebepfeiler.

Es wurde schon anfangs bei Schilderung des allgemeinen Charakters dieser Bauten gesagt, dass ihnen Ruhe und Einfachheit eigen sei. Dazu trägt in den meisten Fällen die Behandlung der Strebepfeiler viel bei. Sie fehlen nämlich bei Kirchen häufig im Aeussern ganz und sind in's Innere gerückt, so dass Kapellen oder Emporen entstehen, die durch Oeffnungen in den Strebepfeilern mit einander verbunden sind. Im Aeussern bleiben sodann die Mauern ganz glatt, oder Lesenen bezeichnen die Stelle, wo innen Gewölbe und Widerlager sich befinden. Diese Lesenen werden dann reich verziert, indem man selten bei der glatten Fläche oder einfachen Einfassung stehen blieb. Maasswerkverschlingungen, Nischen mit Figürchen, kleine Giebelchen werden in mehreren Reihen über einander eingelegt und angeheftet. Solche reich verzierte Lesenen finden sich an der Katharinenkirche zu Brandenburg, an der Marienkirche zu Stargard u. a.

Die Lesenen des romanischen Stils sind sehr einfach, bloß aus einem Wandstreifen bestehend, der in Breite eines Steines angeordnet ist und einen halben Stein Vorsprung hat. Nur an den Ecken sind sie in der Regel breiter. Dagegen treten an ihre Stelle als Vertikalgliederung von Absiden bloße einen halben Stein breite abgerundete Wandstreifen, die an die Halbsäulen des Hausteinbaues erinnern. An der Absis der Kirche zu Arendsee haben die Lesenen in der Mitte einen Grath, der sich gegen die Seiten zu abflacht

und vor dem Uebergang in den Bogenfries ebenfalls durch Abflachung aufgelöst ist.



Die Verbindung mit dem Hauptgesimse geschieht bei gothischen Bauten entweder so, dass einzelne Gesimsschichten so weit sich ausladen, als der Lesenenvorsprung erfordert, darüber aber das übrige Gesimse stetig fortläuft, oder das Gesimse sich um die Lesenen verkröpft, oder die Lesenen durch Bögen verbunden werden. Selten sind es kleinere Bögen (wie etwa die Lesenen und Bogenfriesbildungen des romanischen Stiles) oder ähnliche Friesbildungen; meist spannt sich ein Bogen von einer Lesene zur andern. Die übrigen Gesimse verkröpfen sich um die Lesene oder stossen sich ab, je nachdem der Baumeister mehr oder minder Sinn für Organismus hatte.

Wo Strebepfeiler am Aeussern sich zeigen, steigen sie ruhig in wenig Absätzen empor, ohne jene reiche Thurm- und Tabernakel-Architectur, wie sie der Sandsteinbau zeigt. Sie hören meist schon unter dem Gesimse auf, indem sie einfach abgeschragt sind, oder etwa einen giebelförmigen Abschluss haben. Seltener sind sie im obern Theil als Lesenen behandelt und mit dem Gesimse verbunden. Nur in einzelnen Fällen, z. B. bei der Jakobikirche in Thorn steigt die Pfeilerbildung über das Gesimse in die Höhe und endigt mit einem Thürmchen.

Eine weitere Art der Strebepfeilerbildung ist die, wie sie an der Hauptfäçade des Rathhauses zu Tangermünde, an den Seitenfügeln der Katharinenkirche zu Brandenburg, an der Kapelle auf der Nordseite der Marienkirche zu Stargard vorkommt. Die Pfeiler werden polygon. Die Ecken werden reich gegliedert, die Flächen, ähnlich der reichen Lesenenbildung, mit Nischen und Giebelchen geschmückt, die Pfeiler ziehen sich über das Gesimse empor und enden in einer pyramidalen Spitze, die etwa mit Krapfen besetzt und mit einer Blume bekrönt ist. Zu solchen Bildungen, die über die Gränzen des Materials hinausgehen, ist freilich allerlei Eisen nöthig, um sie zu halten. Sie sind jedoch in ihrer phantastischen Wirkung so ansprechend, dass man die eisernen Klammern vergisst, mit denen die Giebelchen u. dgl. an die Mauermasse genagelt sind. Von einer Verbindung mit dem Gesimse ist hier nicht die Rede, da das horizontale oder Giebelgesimse ganz verschwindet und die Mauermasse sich in einzelnen Giebelchen auflöst, die zwischen die Pfeiler eingesetzt sind.

Da die Mehrzahl der Kirchen in Norddeutschland drei gleich hohe Schiffe haben, so sind Strebebogen selten, und wo sie vorkommen, werden sie als constructive Massen behandelt, breit und hoch, um den Druck der Gewölbe aufzunehmen.

Die einzige Gliederung ausser der oberen Bedeckung mit Ziegeln oder Metall besteht in einer Abschrägung der untern Kante oder Einziehung der Steine in einfach rechtwinkligen Absätzen.

VII. Schornsteine.

Die Schornsteine bilden ähnlich der englischen Architectur, häufig eine Dekoration der Aussenseite des Baues, namentlich bei kleinen Wohngebäuden, wo sie eine wesentliche Zierde der Wand und des Giebels bilden. Aber auch bei grössern Gebäuden sind es namentlich die Mündungen, die den Umriss des Baues lebhaft bewegen und durch ihre reiche Bekrönung einen phantastischen Schmuck bilden. Sie steigen jedoch nicht immer über das Dach in die Höhe; die Mündungen kommen oft schon im untersten Stockwerk zu Tage. Kleine erkerartige, oben gegen das Einfallen des Regens bedeckte, unten offene Kästchen lassen den Rauch unmittelbar da ausströmen, wo er sich bildet, wenn man nicht, um bedeutenderen Luftzug zu bekommen, die Röhren aussen auf ähnlichen erkerartigen Vorsprüngen oder vom Boden weg unterbaut in die Höhe führt, oder sie innen über das Dach hinausführt. Die obern Ausströmungsöffnungen werden auf verschiedenerlei Art gebildet, wobei immer zugleich Rücksicht genommen ist, die Oeffnung gegen einfallenden Regen zu schützen.

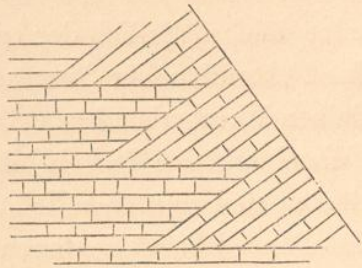
VIII. Giebel.

(Dazu Taf. VII und VIII.)

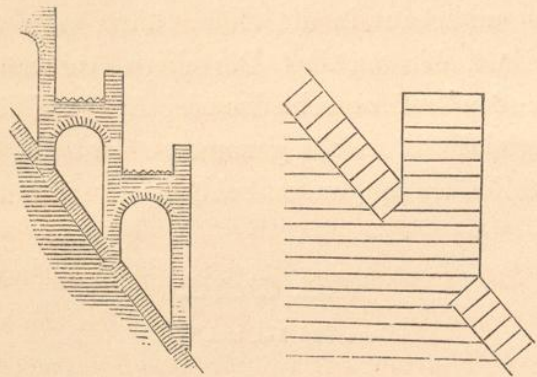
Zu den schönsten und eigenthümlichsten Bildungen des deutschen mittelalterlichen Backsteinbaues gehören unstrittig die Giebel, die in grosser Mannigfaltigkeit ausgebildet wurden. Beim Profanbau insbesondere spielen sie die Hauptrolle. Die Häuser kehren meistens die schmale Seite der Strasse zu, wo dann die Fäçade mit einem reichen Giebel bekrönt ist, der die oft starre und todte Baumasse belebt. In der Durchführung der Gliederung lassen sich zwei Hauptunterschiede bemerken, doch werden beide Fälle reich ausgebildet.

Entweder sind nämlich die Nischen und Blenden, die den Schmuck der Giebel bilden, aus der glatten Mauerfläche herausgebildet, so dass der ganze Giebel in der Hauptmasse eine Fläche darstellt, wie die Giebel auf Taf. VII zeigen, wenn nicht, wie in Fig. 5, die Fenster die einzige Gliederung bilden, oder sind, wie auf Taf. VIII, einzelne freie Pfeiler selbstständig durchgebildet, zwischen die sich die reich gegliederten Giebelflächen einsetzen. In beiden Fällen genügt jedoch die schräge einfache Giebellinie nur selten, sondern es bilden sich Treppen und Absätze, und selbst wo die Schräge beibehalten ist, werden, wenn sich die Pfeiler nicht von unten in die Höhe ziehen, mindestens Anfang und Spitze durch Aufsätze bekrönt, die sich öfter auch in der Mitte wiederholen. Die einzelnen Blendnischen sind in der Regel gleich breit und nur in der Höhe verschieden. Bei Treppengiebeln entsprechen sie den einzelnen Absätzen der Treppen. In diese reich umrahmten Blenden setzen sich kleinere Schlitzze zu Beleuchtung des Speicherraumes ein, meist mehrere Reihen über einander. In der Regel stehen zwei solche Schlitzze neben einander, über denen sich eine kleine durchbrochene oder mit

Maasswerk eingelegte Rosette befindet, oder die durch eine gemeinschaftliche Umrahmung umschlossen sind. Bemerkenswerth ist, dass die Giebelgesimse fast ganz fehlen. Sie bestehen in der Regel blos aus einer Rollschichte, die seltener durch eine schmale Gliederung ersetzt ist, oder die in Zacken in den Verband der Mauer eingreift.



Dagegen zeigt sich hier und da eine phantastische Krönung. Aehnlich wie bei horizontalen Gesimsen werden auch hier einzelne Pfeilerchen errichtet, zwischen die sich kleine Bögen spannen. Bei Treppengiebeln werden die einzelnen Stufen horizontal bedeckt. Das Gesimse besteht aus einer gegliederten Schichte, die durch mehrere auf-



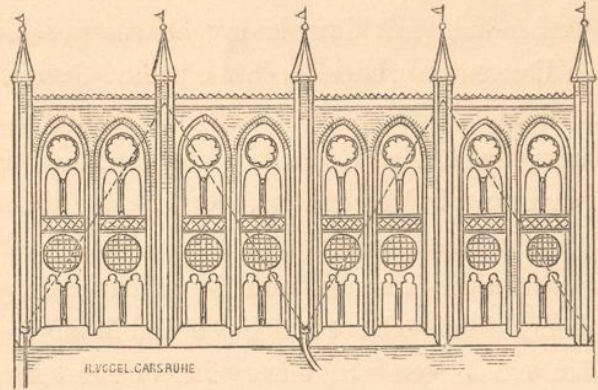
gesetzte gewöhnliche Steinschichten eine höhere Stirne erhält. Die einzelnen Stufen sind rückwärts abgeschragt und mit Hohlziegeln bedeckt, deren zu Tage tretende Köpfe auch diese kleinen wagrechten Linien bewegen.

Reicher gestaltet sich natürlich der Giebelbau im zweiten Falle, wo einzelne Pfeiler frei durchgebildet sind (Taf. VIII). Die Giebelform steigt entweder einfach hinter ihnen empor oder in horizontalen Absätzen, die dann ebenfalls auf die angedeutete Weise weiter gegliedert sind. Hier ist dann die Breite der Blendnischen schon durch die Pfeiler bestimmt. In diesem zweiten Falle ist es meistens auf eine üppige, reiche, über das Dach hinausrankende Blendarchitektur abgesehen. Die Pfeiler steigen weit empor; die Zwischenfelder werden ebenfalls in die Höhe geführt, mit eigenen kleinen Giebeln bekrönt und von reichen Rosetten durchbrochen.

Der Giebel Fig. 2 gehört einem Wohnhause zu Rostock, Fig. 3 einem Wohnhause am Markte zu Greifswalde, Fig. 4 einem Hause zu Wismar. Sie zeigen statt des einfachen Abschlusses eine reiche Auflösung der Massen. Einen ganz andern mehr starren Charakter hat der Südgiebel des Rathhauses zu Tangermünde (Fig. 5), der an die Zinnenarchitektur erinnert. Aehnlich, nur reicher und zierlicher, ist der Giebel des Rathhauses zu Zerbst (Fig. 6).¹

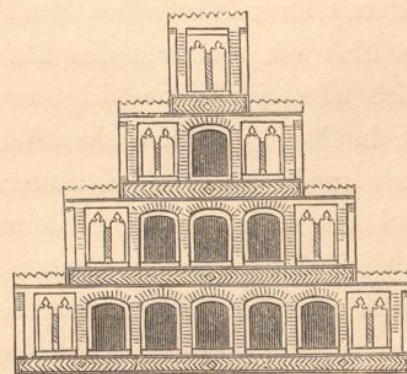
1. Dieser Giebel und noch ein halber desselben Gebäudes sind in *Puttrichs „Denkmale Sachsens“* abgebildet. Die Beschreibung dazu nennt als Baumeister *Hans Schmidt*. Die Erbauungszeit ist nach den an den Giebeln angebrachten Inschriften 1479 und 81. Ein Privatgebäude aus Magdeburg soll als Vorbild gedient haben. In diesem interessanten Aufsätze sind ferner die Kosten des Giebels, Lohn des Baumeisters, Ziegelei u. s. w. ausführlich angegeben.

Je grösser nun die Zwischenräume der Pfeiler sind, um so höher treibt sich auch die durchbrochene Blendarchitektur in die Höhe. So ist der reiche Giebel des Rathhauses zu Tangermünde, der insbesondere, wenn sich die zierlich durchbrochenen Massen schwarz vom vergoldeten Abendhimmel abheben, eine ganz zauberhafte Wirkung hervorbringt.¹ Dieser prachtvolle Blendbau wird bei einigen andern Rathhausfassaden noch weiter getrieben. Am Rathhaus zu Lübeck sind zwei Dächer unmittelbar neben einander. Nun wird die vordere Giebelwand so hoch in die Höhe geführt als das Dach ist, und oberhalb horizontal geschlossen. So entsteht auf der Façade noch eine eben so hohe Blendfaçade. Die Theile zwischen den Dächern sind durchbrochen.



Noch weiter geht diese stattliche Anmassung bei den Rathhäusern zu Rostock und Stralsund (vergleiche das Titelblatt), wo die vordere Giebelwand drei Dächer versteckt, und die einzelnen Felder ebenfalls mit kleinen Giebeln bekrönt sind; so dass statt drei Giebeln vor den Dächern sechs über denselben in die Luft ragen. Nach alten Zeichnungen scheint auch das Rathhaus zu Stettin ähnlich gewesen zu sein. Das Rathhaus zu Hannover trägt, um das auf der Façade lastende Dach leichter erscheinen zu lassen, in Abständen erhöhte Theile, die mit giebelartigem Abschluss bedeckt sind.²

Bei allen diesen Giebelbildungen herrschen meist die in die Höhe strebenden senkrechten Linien vor. Die wagrechten Gesimse und Fensterbänke stossen an ihnen ab. Um so interessanter sind einige Giebel zu Hannover, bei denen sich die wagrechten Gesimse um die senkrechten Pfeiler verkröpfen,² während bei den Giebeln Lüneburgs die Horizontalgliederung durch einzelne niedrige Stockwerke scharf vortritt und jedes Stockwerk eine eigene selbstständige Vertikalgliederung hat.



1. Vgl. die Abbildung Tafel VIII. Fig. 1. Genaue Aufnahmen und Beschreibung dieses Rathhauses und seiner Wiederherstellung in *Försters Bauzeitung* 1850, Seite 145 ff. Die Erbauungszeit ist daselbst 1373 — 78 festgesetzt. Der Südgiebel Fig. 5, ist 80 Jahre jünger.

2. Abgebildet in *Mithofs Archiv für Niedersachsens Kunstgeschichte*.

Auch die Kirchengiebel, besonders am Querschiff und Chor, wo ein gerader Chorschluss die Kirche beendet, folgen häufig dieser reichen Bildung der Profangiebel, und wie selbst an Kirchen Zinnenkränze das Hauptgesimse schmücken, so sind auch Treppengiebel an Kirchen nicht selten. Im Allgemeinen sind sie jedoch einfacher. Der Giebel steigt einfach schräg in die Höhe, stellenweise mit Thürmchen bekrönt. Am Querschiff steigen manchmal zwei Treppenthürmchen vom Boden auf in die Höhe über den Dachrand hinaus und sind mit spitzen Helmen bekrönt. Die Blenden werden nicht so oft horizontal getheilt, sondern steigen ununterbrochener in die Höhe. Am reichsten ist wohl der Giebel an der Marienkirche zu Prenzlau, der ganz mit Maasswerk, Thürmchen und dergleichen bedeckt ist, das jedoch nicht in flachem Relief, sondern ganz frei vor der Giebelwand steht, wobei ausser der hübschen Maasswerk-Erfindung hauptsächlich die Technik bemerkenswerth ist.

Zu erwähnen bleibt noch eine hauptsächlich in der letzten Zeit angewendete Art der Giebelverzierung. Statt die Giebel senkrecht zu gliedern, werden sie durchaus mit dünnen magern Kreisverschlingungen bedeckt, die in der Breite eines Steines aus dem geputzten Grunde vorstehen. Taf. VIII, Fig. 7 gehört der Burg Giebichenstein bei Halle an, Fig. 8 dem Kloster Mühlberg in Sachsen. In einigen Fällen, wie beim Rathhaus zu Stargard, steigert sich der Reichthum, so dass die Kreisverschlingungen zu breitem, völligem Maasswerk werden, das den ganzen Giebel bedeckt, dessen Hauptform dann ebenfalls die Schräge aufgibt und sich in runden geschwungenen Linien an die Maasswerke anschliesst.

IX. Thürme.

Bei der einfachen ruhigen Gestaltung, die dem Backsteinbau durch das Material angewiesen ist, konnten natürlich die Thürme nicht zu der bedeutenden glänzenden Entfaltung gelangen, wie bei dem mittelalterlichen Sandsteinbau. Ist schon wegen des leichten Verwitterns eine steinerne Spitze selten, so bleiben natürlich die Krappen, Durchbrechungen u. s. w. ganz weg. Der einzige Schmuck steinerne Pyramiden besteht in farbigen eingelegten Steinen, wo die Glasur zugleich die Steine gegen das Wetter schützen musste, wenn nicht ein Verputzüberzug, der dann freilich oft der Ausbesserung bedürftig war, dieses bezweckte. Die Steine der Pyramide sind entweder nach der Steigung derselben abgeschrägt, oder horizontal abgetrepppt, seltener auf die Richtung der Schräge senkrecht gestellt.

Die Kirchthürme des gothischen Backsteinbaues (vergleiche Taf. X) sind weit einfacher als jene des Sandsteinbaues; die Fialen, Tabernakel, reichen Strebepfeiler, Strebebogen und all das Gerüste, das dort den Thurmbau umgibt, bleibt hier weg; die Thürme behalten auch im gothischen Stil den Total-Charakter der romanischen. In vielen Stockwerken steigen sie massig, viereckig, wenig verjüngt empor, jedes Stockwerk durch ein horizontales Gesimse geschlossen und mit Fenstern und Blenden geziert. Der einzige Fortschritt dabei zeigt sich darin, dass in der bedeutsamsten Blüthezeit manchmal weniger Stockwerke sind und die einzelnen höher werden, so dass der entschiedene Horizontalismus zurückgedrängt und der Vertikalismus befördert

wird. Der obere Abschluss der Thürme ist zuweilen horizontal; darauf erhebt sich eine hölzerne viereckige oder in's Achteck gehende Spitze, an der etwa vier Giebel angedeutet sind. Manchmal sind diese Giebel auch von Stein ausgebildet, wie bei den Thürmen der Kirchen Lübecks und manchen andern. So hat der Dom zu Lüneburg an seinem in der Gesamtform sehr plumpen Thurm eine reiche und zierliche Gliederung der vier Giebel (Fig. 4). Die beiden seitlichen Giebel sind in senkrechte Nischen zerlegt, während bei dem westlichen und östlichen Giebel concentrische Gestaltungen in einem Wechsel von Backstein mit Verputz eine zierliche Wirkung hervorbringen.

Am Thurm der Marktkirche zu Hannover ist die Gliederung der Giebel nicht so reich; aber er hat eine wenn auch ernste, doch nicht so plumpe Gestalt als der vorhergehende, schon durch ein weniger schweres Verhältniss des Körpers, hauptsächlich aber durch die Art der Spitze, wo ein kleines Reiterthürmchen die Stelle des Helmes vertritt (Fig. 3). Diese Anordnung ist, wenn auch vielleicht nicht ursprünglich so gedacht, schon sehr alt und findet sich auf Merians Ansicht vor. Die Thürme Fig. 6 und 7, den Kirchen zu Anklam gehörig, haben ebenfalls noch alte Spitzen und zeigen die Art der Blendengliederung der meisten Thürme. Auch Fig. 10, der Thurm des Domes zu Stettin, trug früher einen spitzen Helm, der im Krieg verbrannte.

Kleinere Kirchthürme sind auch wohl mit einer niedrigen vierseitigen Pyramide oder mit einem Satteldach bedeckt, so dass zwei Seiten Giebel zeigen. Insbesondere ist diess bei kleinen Dorfkirchen der Fall, wie die auf Taf. X abgebildeten Thürme aus Leppin (bei Seehausen), Fig. 1, und Gramzow, Fig. 2, zeigen.

Seltener haben die Thürme achteckige Aufsätze. Der Uebergang ist dann sehr einfach, indem er von einer schrägen Fläche gebildet wird, oder indem tetraederförmige Mauerklötze die frei werdenden Zwickel bedecken, seltener indem sich kleine Thürmchen dem grossen zur Seite stellen, wie bei den Thürmen aus Stralsund, Fig. 8 von der Jakobi-, und Fig. 9 von der Marienkirche. Bei weiterer Entwicklung sind einzelne obere Theile bedeutend eingezogen, so dass ein Umgang sich bildet, der dann mit einem Brüstungsgesimse, häufig selbst bei Kirchthürmen aus Zinnen bestehend umschlossen wird.

Interessant ist das Einschachtelungs- und Auswickelungs-System des Nicolaikirchthurms zu Greifswald, Fig. 5, dessen Achteck nicht regelmässig ist.

Kleinere Thürmchen, Treppenthürmchen, werden wohl schon von unten auf rund oder achteckig in die Höhe geführt. Häufig ist der Uebergang auch ohne weiteres weg gelassen, indem achteckige Theile unmittelbar auf viereckigen aufsitzen.

Zeigen die Kirchthürme in ihrer mächtigen Massenwirkung und einfachen Gliederung eine ernste Würde, so zeigt sich in den phantastischen Gestaltungen der Profanthürme, in ihrem reichen Schmuck mehr der bunte Sinn des bürgerlichen Lebens, verbunden mit jenem kriegerischen Trotze, der die heute friedlichen Städte in blutige Fehden verwickelt hatte.

Die Thor- und Festungsthürme haben indessen, so verschiedene Gestalt sie auch im Vergleich zu den Kirchthürmen zeigen (vergl. Taf. IX), dasselbe Gliederungsprinzip. Es sind viereckige Unterbauten, auf denen achteckige oder

runde Aufsätze stehen, wobei der Uebergang durch vier Erkerthürmchen auf den Ecken gebildet wird. Manchmal begnügte man sich auch mit der viereckigen Grundform bis zur Spitze; manchmal sind sie schon von unten auf rund oder achteckig. Zinnenkrönungen, Umgänge u. dgl. sind durch den Zweck der Vertheidigung begründet, und ihnen danken die Thürme hauptsächlich ihr buntes Aussehen. Wo die Mauerfläche nicht durch Gliederung aufgelöst wird, umziehen bunte Streifen aus glasierten Steinen den Thurm, wie in Fig. 7, einem Thurm von der Stadtmauer zu Stargard, wo sich über einem musivisch geschmückten runden Unterbau ein Umgang befindet, aus dem ein achteckiger Aufsatz in die Höhe steigt, der mit einer Spitze mit Gaublöchern bekrönt ist.

Die auflösende Gliederung der Mauerfläche hestheils in Nischengliederung, jener bei den Giebeln und bei den Kirchthürmen ähnlich, in welche dann einzelne Fensterchen eingelegt sind, theils auch in bloßen dünnen Rundstabbündeln oder gewundenen Stäben, die unter sich durch Spitzbogen oder geknickte Bogen verbunden sind, wie sie als Fortsetzung der Gliederung in die Nischen der Giebel eingelegt sind, wo dann der Zwischengrund verputzt ist, so dass sich eine reiche Backsteinzeichnung auf einem geputzten Grunde bildet. So an dem zweiten Stockwerk der Erker an dem Thurme Fig. 1, der sich über dem Uenglinger Thor zu Stendal erhebt.

Dieses Thor bietet ein Beispiel eines reichen Profanbaues aus dem fünfzehnten Jahrhundert; es ist das zierlichste in der Gliederung und mächtigste in der Gesamtwirkung aus dem Kreise der Thore der altmärkischen Städte. Ueber den Thorbogen sind mehrere Stockwerke, die jetzt theils wohnbar hergerichtet sind, früher wohl zu Gefängnissen bestimmt waren, zugleich bei der Vertheidigung einer Anzahl Krieger Raum geben sollten. Ueber dem viereckigen Theile befindet sich hinter einem hohen Zinnenkranze eine Plattform, aus welcher der abermals mit Zinnen bekrönte runde Aufsatz sich erhebt, der ehemals auch eine steinerne Spitze trug, wie man sie bei der jüngsten Wiederherstellung der vier Eckthürmchen aufgesetzt hat.

Das Fig. 2 dargestellte Burgthor zu Lübeck hat eine reiche Nischengliederung der einfachen viereckigen Gestalt. Es ist wie die meisten Gebäude Lübecks aus wechselnden Schichten rother und schwarz glasierter Backsteine errichtet. Der Grund der Nischen ist verputzt. Eben so einfach in der Grundgestalt, aber einfacher in der Gliederung ist der blaue Thurm zu Lübeck, Fig. 3, der noch eine mittelalterliche Dachform zeigt, wie sie ohne Zweifel auch das Burgthor krönte.

Der Thurm Fig. 4 aus Prenzlau zeigt eine Vermischung fast sämmtlicher möglichen Motive. Der granitene Unterbau schloss sich an die jetzt abgebrochene Stadtmauer an. Die grossen Kragsteine, die den Umgang tragen, sind aus natürlichem Stein. Der Thorthurm Fig. 5 aus Anklam zeigt in seinem untern Theil ebenfalls eine Nischengliederung, während der obere, damit nicht übereinstimmend, ohne Gliederung ist, bloß von einer Menge nicht zugemauerter Gerüstlöcher belebt (diese blieben überhaupt oft unvermauert). Der Giebel zu oberst ist neu. Ganz einfache Thürme sind Fig. 6 und 8 aus Pasewalk.

X.

Nachdem so alle Einzeltheile in ihrer charakteristischen Ausbildung bezeichnet sind, mögen noch einige Worte über den Gesamtcharakter beigefügt werden, um nochmals den Hauptunterschied vom Sandsteinbau zu bezeichnen und die im Material liegenden Gründe hervorzuheben.

Es ist angegeben worden, dass die Kirchen im gothischen Stil den Totalcharakter des romanischen beibehalten haben. Die Abhandlung der einzelnen Theile hat jedoch ganz andere Gestaltungen nachgewiesen, wie sie der romanische Baustil zeigt. Die Uebereinstimmung des Totalcharakters beruht auf der vorherrschenden Massenhaftigkeit, Einfachheit der Gesamtgestaltung und der Ruhe, die sich in den Bauten ausspricht und die der Backsteinbau beibehielt, als der Sandsteinbau mit Entwicklung des gothischen Stils seinen Massencharakter aufgab und jenes System sich bildete, das sich in durchgeführtster Weise am Kölner Dom zeigt, das die ganze Masse auf einzelne Punkte zusammendrängt und sie dort aber in reicher kristallinischer Entwicklung auflöst.

Der Grund, dass hier der Backsteinbau den Entwicklungsgang des Hausteins verliess, liegt nicht darin, dass jene Gegenden hinter dem damaligen Zeitgeiste zurückgeblieben wären. Er ist gerade eine Folge der Auffassung jener Zeit. Er liegt im Material selbst. Der Sandstein wird in grossen Blöcken gebrochen, die konstruktiv hauptsächlich durch ihre Schwere und Festigkeit wirken, durch die sie sich gegenseitig im Gleichgewicht halten. Er musste also als äusserste Gränze zu einem sich vollkommen im Gleichgewicht haltenden Steinschnittsystem kommen, das auf einzelne Punkte zurückgeführt ist.

Der Backstein dagegen ist in kleinen Stücken in Anwendung, die durch den Mörtel zu Massen zusammengekittet werden. Es ergab sich also nicht ein *Pfeilersystem mit raumabschliessenden Ausfüllungen*, sondern ein *Mauermassensystem mit den nöthigen Durchbrechungen*. Der Quaderbau hatte also zur Aufgabe eine Durchbildung, Gliederung und Auflösung jenes Pfeilersystems in Fialen u. s. w., der Backsteinbau eine auflösende Gliederung der Mauerflächen in Nischen und Blenden. Daher die einfache Bildung der Strebepfeiler; sie sind bloß verstärkende Massen; daher das seltene Vorkommen der Strebebögen, die ebenfalls nur in schweren Massen eine Last anderswohin verpflanzen; daher der geschlossene Massencharakter der Kirchthürme. Der Kirchthurm als bloßes Glockengehäuse würde wenig Umstände und Ansprüche machen. Er ist aber im Mittelalter eine symbolisch dekorative Baumasse. Während darum der Quaderbau z. B. die Thürme zu Köln, Strassburg, Freiburg, Ulm u. s. w. entwarf, die als bloße Steingertüste zum Himmel emporstreben, ohne einen materiellen Dienst leisten zu sollen, und man darum nicht nöthig fand, ihr Pfeilersystem durch Raumabschlüsse auszufüllen, fand man es auch nicht nöthig, das Mauermassensystem der Backsteinthürme zu durchbrechen. Man begnügte sich ebenfalls mit der gegliederten Mauermasse und öffnete sie nur so viel, als nöthig war, um ein wenig Luft in's Innere der Thürme zu bringen und den Klang der Glocken heraustönen zu lassen.

Wo man sich aber mit dem vom Material vorgeschriebenen Charakter nicht begnügte, wie bei den Bauten, die als mehr ideelle Richtung bezeichnet wurden (Marienkirche

zu Prenzlau, Marienkirche zu Stargard, Marienkirche zu Neubrandenburg, Katharinenkirche zu Brandenburg, Rathaus zu Tangermünde u. s. w.), wo man dem Grundsatz huldigte, dass das Material in der Kunstform aufgehen müsse, wo man reiches Formenspiel entwarf und dann zusah, wie sich dasselbe ausführen lasse, da kam man freilich auf Gestaltungen, die idealer, feenhafter aussahen, die aber eigentlich gar nicht mehr als Architektur bezeichnet werden können, denn die angenagelten Backsteinplättchen, die mit Draht befestigten Ziergiebelchen gehören nicht mehr dem Bereiche des *Baues* an, sondern der *Dekoration*.

Die auf Taf. I bis IV dargestellten Kirchen sollen die verschiedenen Modifikationen des Prinzips anschaulich machen.

Auf Taf. I sind romanische Kirchen dargestellt, die in der Gesamtanordnung keine prinzipielle Abweichung von denen des Steinbaues zeigen.

Fig. 1 ist die Klosterkirche zu Lehnin unweit Brandenburg, aus dem zwölften Jahrhundert. Sie hat ein dreischiffiges Langhaus mit überhöhtem Mittelschiff, einschiffiges Querhaus von der Höhe des Mittelschiffs, runde Absis. Ein massiver Thurbau fehlt, dagegen war wohl auch im Mittelalter ein hölzernes Reiterthürmchen auf der Vierung. Das Langhaus der Kirche, wie die Klostergebäude, liegen in Ruinen, nur Querschiff und Chor sind noch als Kirche benützt. An der Westseite, deren unterer Theil noch steht, war kein Hauptportal, sondern die Eingänge befanden sich an der Süd- und Nordseite. Die Gliederung ist durchgehends einfach, doch sind die Bogenfriese u. s. w. in der charakteristischen Weise des Backsteinbaues. Die Pfeiler sind in einfachen rechtwinkligen Absätzen gegliedert, ihnen entsprechend die Bogen. Ueber den Arkaden befindet sich ein horizontales Gesimse mit einem aus eingesetzten ornamentirten Thonplatten bestehenden Friese. Derselbe Fries ist auch an einigen Stellen unter dem Hauptgesimse angeordnet. Ein auf Thonplättchen modellirter Rundbogenfries, der an der Südseite eingemauert ist, passt in seiner Zierlichkeit zu wenig zu den übrigen einfachen Formen und der Bildung der übrigen Bogenfriese, dass die Vermuthung nahe liegt, er gehöre einer andern Zeit an.¹ Die Kirche enthält einige interessante Grabsteine; das Kloster erscheint durch seinen Reichthum, durch die Sage seiner Gründung, durch seine Beziehungen zum Fürstenhause, durch berühmte Mitglieder als eines der ältesten und bedeutendsten der Gegend.

Fig. 2 gibt die Kirche zu Fischbeck bei Tangermünde als Beispiel einer ganz kleinen Dorfkirche, wie sie in der Altmark Brandenburg noch in ziemlicher Zahl vorhanden sind. In frühester Zeit wurden diese Kirchen meist aus Granitfindlingen erbaut; erst später erhielt der Backstein Anwendung als Baumaterial.

Fig. 3. Die Klosterkirche zu Jerichow bei Tangermünde gehört zu den schönsten Backsteinbauten, die der Norden Deutschlands hervorgebracht hat. Sie zeichnet sich durch ihre Anlage, schöne Verhältnisse und schöne Gliederung aus. Es ist ein dreischiffiges Langhaus mit überhöhtem Mittelschiff, Querschiff, Chor, mit drei Absiden an der Ostseite und zwei Thürmen an der Westseite. Eine Krypte befindet

1. Ein ganz ähnlicher Fries befindet sich übrigens auch an der Kirche zu Colbatz in Hinterpommern, ohne dass *Kugler*, der diese Kirche in seiner pommerschen Kunstgeschichte ausführlich beschreibt, eine jüngere Zeit für ihn vermuthete.

sich unter dem östlichen Theil der Kirche. Die Stiftung des Klosters fällt in's zwölfte Jahrhundert, der Bau der Kirche in den Beginn des dreizehnten. Die Thürme sind der späteste Theil. Die Helme, die eine auffallende Uebereinstimmung mit den auf Taf. IV abgebildeten der Marienkirche zu Stendal, so wie mit andern gothischen zeigen, gehören späterer Zeit an. Sie stimmen jedoch vollkommen mit dem Charakter der Kirche überein, weil eben später der Totalcharakter der ältern Kunst beibehalten wurde.

Ist die Kirche zu Jerichow als eine der schönsten romanischen zu betrachten, die übrigens in manchen Einzelheiten, wie in den Spitzbogenfriese der Gesimse, einen Uebergang andeuten, so zeichnet sich die auf Taf. III abgebildete Kirche zu Dobberan, ebenfalls eine Klosterkirche, unter den gothischen aus, zu deren schönsten sie gezählt werden muss. Sie zeigt in den Bogenfriese der Gesimse noch Anklänge an den romanischen Stil; aber obgleich sie in ihrem frühgothischen Stil den Sandsteinbauten des dreizehnten Jahrhunderts entspricht, entstammt sie erst dem vierzehnten und gibt somit ein Beispiel, wie viel später die Stilentwicklung des Nordens vor sich ging.

Sie diente mehreren andern Kirchen Mecklenburgs als Vorbild, ohne in ihrer übereinstimmenden Schönheit erreicht zu werden, wenn sie auch im Einzelnen übertroffen ward. Sie zeigt eine überhöhte dreischiffige Langhausanlage, ein zweischiffiges Querhaus, das jedoch für die innere Perspektive des Mittelschiffs ohne Wirkung bleibt, da die Pfeilerreihe ununterbrochen fortgeht, und einen in Kapellen ausgebauten Umgang um den polygonen Chorschluss. Ein Thurbau fehlt ihr als Cysterzienser Klosterkirche; sie musste sich mit einem Reiterthürmchen begnügen. Das Innere zeigt viereckige Pfeiler mit kleinen Gliedern an den Ecken und Gliederbündeln auf jeder Fläche. Sehr schöne Kämpfer mit Laubwerk aus Kalkstein zeichnen diese Kirche vortheilhaft vor vielen andern aus. Die Fenster, die das überhöhte Mittelschiff erleuchten, sind nicht, wie in manchen andern Kirchen, blind bis auf die über den Scheidebogen der Schiffe liegende Gurte verlängert, sondern setzen sich auf einer Fensterbank ab. Auf dem Raume darunter ist jetzt eine Andeutung einer Galerie patronirt. Von dem gemalten Pfeiler im Querschiff, der die vier Gewölbe aufnimmt, war oben schon die Rede. Bei einer Wiederherstellung hat man die ganze Kirche innen ziegelfarbig bemalt.

Die Kirche enthält einen reichen Schatz an alten Holzschnitzwerken in den Altären und Chorsthühlen, die fast bis an das Westende der Kirche sich ausdehnen und um dererwillen die Dienste der Pfeiler im Mittelschiff nicht bis auf den Boden herabgehen, sondern oberhalb auf Kragsteinen aufsitzen. Die Grabdenkmale mit ihren zum Theil heitern plattdeutschen Grabschriften, die Reliquien, die Kunstschätze geben Zeugnis von der Bedeutung des Klosters. Ausführlicher ist diese Kirche nebst einigen andern beschrieben im deutschen Kunstblatt, 1852, Nr. 35 ff., in dem Aufsatz: Eine Reise in Mecklenburg, von *W. Lübke*.

Der Dom zu Schwerin, die beste Nachbildung der oben genannten Kirche zu Dobberan, die er an Schönheit der innern Verhältnisse noch übertrifft, ist auf Taf. II, Fig. 1 abgebildet. Dem Aeussern fehlt die Harmonie der Dobberaner Kirche. Der Thurm an der Westseite rührt noch von einem alten romanischen Baue her. Am schönsten ist die Querschiff-Façade gegen Süden, die wohl auch, da die

Westfaçade fehlt, als Hauptfaçade gedacht wurde. Am Langhause nehmen Strebebogen den Gewölbedruck des überhöhten Mittelschiffs auf, während sie in Dobberan fehlen. Die Gliederung ist weit roher als in Dobberan. Die Erbauungszeit fällt in die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Die Gewölbe sind aus dem fünfzehnten. Auch diese Kirche ist in dem oben genannten Aufsatz von *Lübke* beschrieben, und sind daselbst wie bei den übrigen beschriebenen Kirchen Jahreszahlen und Maasse angegeben. *Lübke* bezieht sich oft auf die Schrift von Dr. *Lisch*: Geschichte der heiligen Blutskapelle und des Domes zu Schwerin. Demnach beträgt die Länge der Kirche 339 Fuss, die Mittelschiffweite 39 Fuss, die Höhe 100 Fuss, der Chor ist um ein geringes niedriger; Zahlen, die um so wichtiger sind, als sich diese Kirche durch die schönen Verhältnisse des Innern auszeichnet.

Die Marienkirche zu Prenzlau, ebenfalls zu den schönsten, jedenfalls zu den reichsten Backsteinbauten gehörig, ist auf Taf. II, Fig. 2 gegeben. Sie hat drei gleich hohe Schiffe, kein Querschiff, und zeigt in Manchem, wie in der Pfeilerbildung und dem Maasswerk, ein Bestreben, den Steinbau nachzuahmen, während andere Einzelheiten wieder ganz charakteristisch für den Backsteinbau sind. Das Interessanteste an dieser Kirche ist jedenfalls der Chorschluss, der äusserlich fast ganz als gerader Abschluss auftritt und mit einem reichen Giebel bekrönt ist, dessen tippiges Maasswerk übrigens nicht in Relief sich zeigt, sondern frei vor der Giebelwand aufgemauert ist. Die Kirche ist in neuerer Zeit hübsch hergestellt, doch ist störend, dass dabei im Innern der Backsteinbau durch die Tünche gänzlich verläugnet ist. Eine geometrische Aufnahme der Giebelfaçade und des Chorschlusses findet sich in *Kallenbach's* Atlas zur Geschichte der deutsch-mittelalterlichen Baukunst, wo 1380 als Erbauungsjahr angegeben ist.

Taf. IV, Fig. 1 zeigt die ehemalige Johannis-, jetzt reformirte Kirche zu Brandenburg, eine einfachere gothische Backsteinkirche, interessant durch den kleinen Thurm und dessen Stellung neben dem Chor, so wie durch das an der Nordseite befindliche grosse Rosenfenster über dem Portal, das eine zierliche Maasswerkausfüllung aus Backstein zeigt. Die Kirche hat eine schöne Lage am Wasser und steht mit alten Klostergebäuden in Verbindung.

Die Marienkirche zu Stendal (Taf. IV, Fig. 2) aus dem vierzehnten Jahrhundert zeigt eine Anlage ohne Querschiff mit drei gleich hohen Schiffen, polygon geschlossenem Chor, um den sich die Seitenschiffe als Umgang von gleicher Höhe fortsetzen, so dass sich sehr breite niedrige Verhältnisse ergeben, die einen starken Gegensatz zu den eng beisammen stehenden schlanken Thürmen bilden. Auch zeigen sich hier durch die hohen Seitenschiffe entstehende lange Fenster. Bemerkenswerth ist der Zinnenkranz, der das Hauptgesimse des Chors schmückt.

Zweiter Theil.

VERMISCHTE STUDIEN.

(Erklärung von Taf. XI bis XXXVI.)

I. Romanischer Stil.

XI. *Theile der Nicolai-kirche auf dem Kirchhofe zu Brandenburg.* Die dargestellten Gesimse und die Thüre zeigen sich in ihrer Einfachheit als auf einer sehr ursprünglichen Stufe stehend im Vergleich zu den romanischen Sandsteinbauten. Die Kirche stammt aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts und zeigt die verschiedenen Formen der Bogenfriese des romanischen Backsteinbaues in ihrer eigenthümlichen Weise: schmale, ungegliederte, aus der Wand vorspringende Bogenstreifen mit theilweise ausgemauerten, theils ebenfalls vertieften Zwickeln. Die Kragsteinchen, auf denen die Bogenschenkel aufsitzen, zeigen allerlei kleine Formspielereien in ihren abwechselnden Gestalten. Bemerkenswerth sind auch die Spuren von Malerei, die sich unter den Bogen des Frieses an dem westlichen Theile des südlichen Seitenschiffes zeigen (Fig. 1). Die Farben sind verschwunden, aber die Zeichnung steht noch in den Verputz eingeritzt.

XII. *Portal an der Kirche zu Arendsee.* Dieses Portal zeigt einen der reichern charakteristisch in Backstein angeordneten Eingänge. Die einzelnen Abtheilungen des Profils sind zwar auch nach einem der Grösse der Steine entsprechenden Fugenschnitte angeordnet, doch ist dabei noch nicht, wie bei den gothischen Portalen, eine gleichmässige Grösse aller Abtheilungen durch die gleiche Grösse der Steine eingetreten, und die Profilirung, obgleich einfacher, doch freier, indem säulchenartige Theile theils in festem Verband mit der Mauer, theils freistehend zwischen die kantigen Profile eintreten. Am Kämpfer sind sämmtliche runde Theile jedoch wieder in's Viereck zurückgeführt, darüber aber im Bogenanfang wieder in die frühere Form aufgelöst. Diese Auflösung geschieht in mannigfacher Weise, bei den kleinern Rundstäben und Hohlkehlen durch kleine Ansätze, bei den freistehenden Säulchen in Art des Würfelkapitals. Das Kämpferprofil kommt ganz in derselben Weise auch an andern romanischen Bauten aus dem Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts vor.

Die Kirche, aus dem Schlusse des zwölften Jahrhunderts stammend, zeigt ein Langhaus, Chor mit niedrigen Seitenschiffen und theilweise Emporen, ein einfaches Kreuzschiff und Chor mit Absis, mit Kuppelgewölben bedeckt. Ein späterer Glockenthurm steht einzeln neben der Kirche.

XIII. *Gesimse.* Das Gesimse Fig. 1 von der Absis der Andreaskirche zu Verden zeigt eine Verbindung von Reihen kleiner Consolen mit Sägeschnittreihen. Als senkrechte Gliederung der Absis sind Halbsäulen angemauert, deren in gleicher Höhe mit der Consolenreihe befindliches Würfelkapital den Uebergang zu der Ausladung des Gesimses bildet.

Die Kirche ist in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts unter dem 1231 verstorbenen Bischof Iso erbaut.

Fig. 2. Gesimse vom Querschiffe der Kirche zu Jerichow (vergleiche Taf. I, Fig. 3). Hier zeigt sich eine Verbindung des Consolengesimses mit den Bogenfriesen, die von sehr zierlicher Wirkung ist, eben so an dem Gesimse der Ab-

siden; so dass diese Gesimse als die schönsten des romanischen Backsteinbaues bezeichnet werden können.

Fig. 3 gibt die Verbindung der Lesenen am Querschiffe der Kirche zu Arendsee durch sich kreuzende gerade Steinschichten, die auch am Langhaus dieser Kirche angewandt ist. Ganz gleiche Gesimse finden sich auch an der Kirche zu Altenkirchen auf der Halbinsel Wittow (Rügen),¹ an den Thürmen des Domes zu Stendal u. s. w.

Fig. 4. Gesimse von den Thürmen des Domes zu Lübeck, einem der grössten romanischen Backsteinbauten. Die Thürme sind viereckig, in mehreren wenig eingezogenen Stockwerken erhoben und tragen über vier Giebeln hohe achteckige hölzerne Spitzen. Das Gesimse, für die Höhe berechnet, macht gute Wirkung durch den Wechsel des Rundbogenfrieses mit dem darüber eingemauerten Zickzack.

Fig. 5. Giebelgesimse vom Dom zu Güstrow, und Fig. 6 von der Kirche zu Jerichow zeigen die zwei verschiedenen Arten der Behandlung der Bogenfrieze am Giebel, indem die Bogen in Fig. 5 lothrecht stehen und ungleiche Schenkel haben, während sie in Fig. 6 senkrecht auf der Giebellinie stehen. Eine gegliederte Schichte als Abschluss des Gesimses ist in Fig. 5 vorhanden, während in Fig. 6 eine einfache Rollschichte die Bedeckung bildet.

XIV. *Theile des Domes zu Ratzeburg.* Fig. 1. Fenster und Hauptgesimse des überhöhten Mittelschiffs am Langhause. Während die Farbe der Backsteine bei den meisten Bauten roth ist, ist sie hier in der Masse leicht gelb, und nur einzelne rothe sind eingesetzt, um die Wirkung der Formen durch Farbe zu erhöhen. So sind an den Fenstern einzelne Steine in regelmässigem Wechsel eingesetzt, die ein heiteres Farbenspiel hervorbringen, wie man es später im gothischen Stile durch glasierte Steine hervorbrachte. Doch waren auch damals schon glasierte Ziegel bekannt, wie einzelne Theile des Domes zu Ratzeburg zeigen. Die Fenster und Gesimse zeigen viele Aehnlichkeit mit denen der Kirche zu Jerichow. Während die durchschlungenen Bogenfrieze des Langhauses sehr zierliche schmale Schenkel haben, die auf kleinen Consolen aufsitzen, zeigt der Rundbogenfries des Chors, Fig. 3, niedrige breite Schenkel, die auf einer gegliederten Schichte aufsitzen.

Fig. 2 ist ein Thürchen im Chor des Domes, das merkwürdig ist durch die zwei schräg gegen einander gestellten Schichten, die die Thüre bedecken und die oben durch den Rundbogen entlastet sind.

Die Pfeiler des Domes, von denen in Fig. 5 ein Grundriss dargestellt ist, sind kreuzförmig, die Kanten abgerundet. Die Profile der Abrundung, so wie die Uebergänge in die Kante unter dem Kämpfer und über dem Fuss sind in Fig. 6 bis 9 aufgezeichnet.

Das Gesimse Fig. 4 gehört der auf Taf. I dargestellten Kirche zu Fischbeck an, und zeigt ein einfaches Muster eines kleinen Consolengesimses, in Verbindung mit einer Sägeschnittschichte. Die Consolen sind abwechselnd an der freistehenden Unterseite abgerundet und kantig.

II. Gothischer Stil.

XV. *Friese und Gesimse.* Die Gesimse des Backsteinbaues sind verhältnissmässig höher als die des Sandstein-

baues, vornehmlich dadurch, dass sowohl zu dem Umgürtungsgesimse als zu den Hauptgesimsen Friesschichten verschiedener Art hinzutreten. Die Fig. 1 und 3 stellen Friese dar, wie sie sehr häufig in Lüneburg an den Wohnhausbauten sich vorfinden, bei denen bloss eine Zeichnung durch den Mauerverband bezweckt ist. Solche Friese finden sich in ähnlichen Zeichnungen auch an der Stadtkirche zu Marienburg u. s. w. An dem breiten Friese, Fig. 2, ist hauptsächlich die Farbe zur Wirkung benützt, indem an diesem einer Kirche zu Danzig angehörigen Friese blau und gelblich glasierte Steine schachbrettartig wechseln. Das Gesimse Fig. 4 an einem alten Thurme zu Lüneburg hat als Begleitung der Gesimsschichte zunächst einen Verputzstreifen, darunter unter schräg gestellten Steinen kleine Nischen, deren Grund wie auch die Zwickel verputzt ist; so dass es hier auf Schatten- und Farbenwirkung (Putz und Backstein) abgesehen ist; eben so an Fig. 5 von der Westseite der Klosterkirche zu Berlin, an der noch die gestellten Steine über dem Scheitel jedes der gebrochenen Bogen zu beachten sind.

An dem reichen Gesimse Fig. 6 ist ausser der Schattenwirkung des Gesimses durch Glasirung einzelner Schichten, so wie des Frieses mit geputztem Grund eine reiche Farbenwirkung hergestellt. Derselbe Fries zieht sich auch neben den Fenstern senkrecht in die Höhe, ebenfalls glasiert mit verputztem Grund. Das Gesimse ist vom Langhause der Kirche zu Seehausen.

Die ähnlichen Friese sind Fig. 7 vom Rathhause zu Hannover, Fig. 8 vom Chor der Kirche zu Seehausen, Fig. 9 von einer Kirche zu Güstrow, Fig. 10 von einer Kirche zu Stralsund. Es wurde im ersten Theil bemerkt (Seite 6 unten und Seite 7), dass solche Friese eingemauert seien. Bei reicheren Formen wie bei den hier dargestellten ist davon häufig abgegangen und die Steine sind entweder ganz freistehend, oder bloss an den Grund sich anlehnend zusammengestellt, so dass sie gar nicht im Zusammenhang mit dem Mauerwerk stehen, sondern bloss als Ausfüllung eines vertieften Mauerstreifens zu betrachten sind, eine Ausfüllung, die jetzt theilweise fehlt.

Fig. 11, ein Gesimse von der Marienkirche zu Prenzlau, zeigt ebenfalls Putzgrund zwischen den glasierten Steinen, die auf Consolen aufgestellt sind.

Der Fries Fig. 12 vom Rathhaus zu Hannover ist aus kleinen gepressten Thonplättchen zusammengestellt und kommt dort sowohl horizontal als auch bogenförmig als Thüreinfassung vor. Eben so ist der Fig. 14 dargestellte reich verzierte Bogenfries von der Marienburg aus 1 Decimeter starken Plättchen zusammengestellt. Er gehört dem 1281 begonnenen alten Schlosse an.

Der Fries Fig. 13 von einer Kirche zu Güstrow zeigt ebenfalls Putzgrund zwischen seiner an Brüstungen erinnernden Zusammensetzung der Backsteine.

XVI. *Verschiedene Einfassungsprofile.* Bei dem Profile Fig. 1 ist das Profil der einzelnen Steine sehr einfach und der Reichthum entsteht durch die Zusammensetzung. Es gehört einem Portale der Frauenkirche zu Frankfurt an der Oder an (vierzehntes Jahrhundert). Reicher ist die Gliederung der einzelnen Steine bei Fig. 2 von der 1440 bis 1448 erbauten Gotthardskirche zu Brandenburg. Noch kleiner sind die Glieder bei dem Profil Fig. 3 aus Güstrow, das an den Sandstein erinnert und sich nur durch die

1. Abgebildet in Kugler's kleinen Schriften.

Kleinheit der Gliedchen, die beim Sandsteinbau bedeutender geworden wären, unterscheidet.

Fig. 4. Eine in Lübeck häufig vorkommende Einfassung an Thüren von Privathäusern, wo der äusserst dicke Rundstab in gewundene Fasern zerlegt ist. Wenn auch sonst bei Gliederungen die dicken Mörtelfugen stören, so geben sie diesem Profil etwas eigenthümlich hübsches, indem das Gewinde der Fasern durch Knoten unterbrochen wird. Bei der Spitzbogeneinfassung Fig. 5 vom Haupteingange in das alte oder hohe Schloss der Marienburg ist die Gliederung durch gefärbte Steine und die Sägeschnittschicht ersetzt.

Weniger schön sind die Profile Fig. 6 von der Marienkirche zu Prenzlau, Fig. 7 von der Marienkirche zu Danzig, Fig. 8 von der Nicolaikirche zu Anklam. So stören die platten Einsenkungen bei Fig. 6, und das zerbrechliche spitzige Glied, das den Anfang bildet, während bei Fig. 7 durch die vielen gleichen kleinen Glieder alle Wirkung verloren geht. Fig. 8 ist ebenfalls überreich, so dass trotz der bedeutenden Grösse der Steine die Glieder zu klein werden, um sich ordentlich herstellen zu lassen, oder um Wirkung zu machen. Uebrigens sind sämmtliche hier dargestellte Einfassungen mit Ausnahme von Fig. 7 so eingerichtet, dass dieselben Steine als Läufer und Binder verwendet werden konnten.

XVII. Fig. 1. Ein kleiner anmuthiger Giebel eines mit dem Dome zu Stendal in Verbindung stehenden Gebäudes. Fig. 2 und 3 einzelne Theile desselben. Fig. 4, 5, 6, 7 Friesverzierungen am Dome, der Marienkirche und dem Uenglinger Thor zu Stendal. Es sind einzelne Platten, die sich in Reihen neben einander unter schmalen Gesimsen im Innern und Aeussern der Gebäude herumziehen, um der Umgürtung mehr Reichthum und Mächtigkeit zu geben. Solche Friese wurden (mit wenigen Ausnahmen) immer glasirt, manchmal sogar in mehreren Farben. So zeigte das Paulinum zu Leipzig einen Fries von Christusköpfen (ein solcher Stein befindet sich im Alterthums-Museum zu Dresden), die in mehreren Farben glasirt waren. Wie in der Einleitung schon bemerkt wurde, ziehen sich solche Friese auch um Einfassungsprofile der Portale herum. Das Paulinum zu Leipzig zeigte auch solche Friesstreifen, die sich schräg durchkreuzten, so dass eine ähnliche nur noch reichere Wirkung entstand, wie bei den auf Taf. V dargestellten mussivischen Wandflächen-Behandlungen (abgebildet in *Puttrich's* Werk über Sachsen). Fig. 8 und 9 sind verschiedene Arten der Bedeckung. Die aus Hohlziegeln zusammengesetzte Art, wie sie Fig. 9 darstellt, findet fast überall als obere Abdeckung von Mauerflächen bei Giebeln u. s. w. Anwendung. In der Weise von Fig. 8 sind bei den Kirchen zu Stendal die kleinen Kapellen zwischen den Strebepfeilern bedeckt.

XVIII. *Portal an der Schlosskirche zu Marienburg.* Die Schlosskirche bildet einen Theil des im Jahr 1281 begonnenen alten oder hohen Schlosses;¹ doch rührt der Bau dieser der heiligen Maria geweihten Kirche, so wie der darunter befindlichen St. Annakapelle erst aus dem vierzehnten Jahrhundert her. Das Innere der Kirche ist, wenn auch sehr einfach, doch sehr ansprechend durch

1. Vergl. *Frick*, das Schloss Marienburg in Preussen (Berlin 1799).

Ernst und Würde, die eine Wirkung der schönen Verhältnisse sind. Das Aeusserere ist, wie der ganze Bautheil des hohen Schlosses, sehr einfach. Bemerkenswerth ist insbesondere das riesige Madonnenbild aus Mosaik über einen Kern gearbeitet, das in der Mitte des polygonen Chorabschlusses statt des Hauptfensters in einer Nische steht. Auch Einfassung und Grund der Nische sind mit Mosaik belegt (*Frick* vermuthet venetianische Arbeit). Die Einfassungen der Fenster sind in der gewöhnlichen Weise aus gegliederten Backsteinen gebildet und machen eine sehr reiche Wirkung, da sie durch die grosse Mauerdicke sehr tief sind. Durch die gewaltige Mauerdicke bildet sich auch vor dem hier theilweise dargestellten Portale eine Vorhalle, die mit einem Kreuzgewölbe bedeckt ist.

Die Architektur der Marienburg ist im Allgemeinen aus Kalkstein, Granit und Stuck hergestellt¹ und schliesst sich somit an den Steinbau an. Diess wirkt aber auch auf den Charakter der aus Backstein hergestellten Architekturtheile, wie gerade dieses Portal. Der reiche Schmuck und die Gliederung des Bogens erinnern an Steinbau. Die thörichten und klugen Jungfrauen, die an den Portalen mittel- und süddeutscher Kirchen stehen, sind hier in kleinerem Maasstabe am Bogen aufgestellt. Die beiden oberen Figuren scheinen die häufig in französischen Kirchen vorkommenden Darstellungen der Kirche und Synagoge (mit gebrochenem Stab) zu sein. Das Ornament ist hübsch stilisirt. Es lässt sich eine reiche Bemalung und Vergoldung (das Thor heisst auch die goldene Pforte) vermuthen. Die Wände der Vorhalle sind mit Thonplättchen, auf welche Inschriften und phantastische Thiere gepresst sind, so wie mit einzelnen Putzstreifen überzogen.

XIX. Fig. 1. Wandpfeiler und Bogen vom Rathhause zu Thorn, einer viereckigen, einen Hof umschliessenden Baumassee, an deren einer Seite ein Thurm sich erhebt. Die Horizontallinie des Gesimses ist durch vier kleinere Thürmchen auf den Ecken und durch Giebel in der Mitte der Fläche aus späterer Zeit unterbrochen, macht aber trotzdem durch die Ruhe und Gleichmässigkeit der Architektur einen ernsten würdigen Eindruck. Wandpfeiler und Bogen wie die hier dargestellten umziehen den ganzen Bau im Aeussern und im Hofe. Zwischen ihnen sitzen in drei Stockwerken die Fenster, die indessen ihre ursprüngliche Gestalt verloren haben und von denen nur die Entlastungsbogen im Hauptgeschosse sichtbar geblieben sind. Die gedrückten Spitzbogen (Tudorbogen) erinnern an die englische Architektur, an welche sich auch in dem geraden Chorabschluss vieler Kirchen, in den Zinnen-Gesimsen bei Kirchen u. a. Annäherungen zeigen. Fig. 2 der reich geschmückte Obertheil eines Treppenthürmchens, und Fig. 3 eine Rosette aus dem Ostgiebel der Jakobikirche zu Thorn. Fig. 5 ein Thürmchen als Strebepfeileraufsatz von derselben Kirche; eine sehr seltene Art im Backsteinbau, die Strebepfeiler abzuschliessen. Die Flächen sind verputzt. Die Fialen am Chor durchschneiden das Gesimse, während es sich am Langhaus um sie herum kröpft. Die Kirche hat ein überhöhtes Mittelschiff mit geringem Oberlicht, das sich als Chor nach Osten zu fortsetzt. Der Chor ist geradlinig abgeschlossen, doch ist

1. Man hat die Marienburg die Perle des Backsteinbaues genannt; ich möchte sie die Perle norddeutscher Architektur nennen.

das Gewölbe wie beim Polygonschluss beibehalten, so dass an der Chorwand zwei Strebepfeiler in der Mitte sich gegen das Gewölbe stützen, wodurch die Chorwand dreitheilig wird und drei Fenster bekommt, und so von aussen der Chor aus drei gleich hohen Schiffen zu bestehen scheint. Interessant ist ein Fries, der aus Buchstaben zusammengesetzt Inschriften darstellt und innen und aussen am Chor wie am Portal vorkommt. Nach einer dieser Inschriften ist die Jakobikirche im Jahr 1309 erbaut. Solche Inschriftenfriese finden sich auch an andern Bauwerken dieser Gegend, wie am Dom zu Frauenberg, Leichnamskirche zu Elbing, den Schlössern zu Marienburg, Birgelau und Lochstedt. (Abbildung und Beschreibung dieser Kirche in der Zeitschrift für Bauwesen, 1. Jahrg., Seite 154 ff., von *F. v. Quast*. Dasselbst auch Seite 323 ff. Beschreibung und Abbildung der Marienkirche zu Thorn.)

Fig. 4, 6, 7 Theile der Johanniskirche zu Thorn.

XX. *Theile mittelalterlicher Backsteingebäude aus Brandenburg.* Fig. 1. Rosenfenster an der Nordseite über dem Portal der Johannis-, jetzigen reformirten Kirche zu Brandenburg. Wenn solche Rosenfenster im Backsteinbau selten sind, so mag ein Grund der sein, dass sie durch die Kleinheit der zu verwendenden Steine kleinlich aussehen, während der Backsteinbau gerade durch grosse Massen wirkt. Der Durchmesser der Rose beträgt ungefähr $3\frac{1}{2}$ Meter. Fig. 2 Gesimse am Langhaus und Fig. 3 am Chor der Johanniskirche. Fig. 4 und 5 Fenster an der Paulikirche, deren Maasswerk dem des Sandsteinbaues nachgebildet ist, jedoch der einfachern Weise, die nicht die Hauptlinien mit einem Rundstab hervorhebt. Fig. 6 bis 13 einfache Fenstereinfassungen an der Paulikirche und am Dom. Fig. 14 und 15 von der Gotthardskirche.

XXI. *Theile mehrerer Backsteingebäude.* Der Giebel ist ein Haupttheil der mittelalterlichen Profanarchitektur, und Gebäude wie das Rathhaus in Thorn, die einen ruhigen horizontalen Abschluss zeigen, sind seltener (doch auch bei der Marienburg u. a. spielt die Giebelbildung keine Rolle), namentlich die Wohnhäuser zeigen fast ohne Ausnahme die Giebelseite zur Strasse. Von solchen Ausnahmen sind die in Fig. 1 und 2 dargestellten Wandpfeiler und oberen Bogenverbindungen und Gesimse von Häusern aus Danzig und Thorn, die nach der Strasse zu wagrecht bekrönt sind.

Fig. 3. Fenster im ersten Stock des Burgthores zu Lübeck (siehe Taf. IX, Fig. 2). Fig. 4 vordere und 5 Seitenansicht eines Strebepfeilers der Stefanskirche zu Tangermünde, der nicht wie die Strebepfeiler meist als blose Masse behandelt ist, sondern den man durch eingelegte Maasswerkfriese zu beleben suchte, der aber trotzdem ziemlich roh aussieht und wobei hauptsächlich der Gedanke befriedigen muss, der dieser Verzierung und der obern Endigung zu Grunde liegt. Während das Maasswerk der untern Abtheilung sehr einfach ist, ist das oben weiter durchgeführt.

Fig. 6. Ein einfaches Gesimse einer Kirche zu Güstrow, das an romanische Gesimsbildungen erinnert und jedenfalls der frühern Periode angehört.

XXII. *Giebelfaçade eines Wohnhauses zu Stargard in Pommern.* Ueber dem Erdgeschosse, das neben der Thüre noch bis fast zum Boden herabreichende Fensteröffnungen von verschiedener Breite hat und das im Mittelalter zum Waarenlager und Werkstätte gedient haben mochte, zeigt das Haupt- und Wohngeschoss sechs kleinere Fenster,

zwischen denen sich Pfeiler bilden, die über den Giebel in die Höhe steigen und die Giebellinie überragen. Auf diese Weise ist das Hauptgeschoss schon zur Giebelbildung gezogen und das Erdgeschoss als eine Art Unterbau behandelt. Der Speicher ist durch mehrere kleine Fenster beleuchtet, die sich blind da wiederholen, wo wegen des Daches kein Raum für Fenster ist.¹ Die Façade ist ziemlich wohl erhalten, doch sind die grossen Fensteröffnungen zu ebener Erde, die wahrscheinlich durch Backsteinpfeiler in mehrere Fenster getheilt waren, jetzt vermauert und blos neue viereckige Fensteröffnungen geblieben. Auch die Fenster des Hauptgeschosses haben viereckigen Platz gemacht. Ferner fehlen die oberen Endigungen der Pfeilerchen. Die Putzstreifen muss man sich wohl bemalt denken, eben so die kleinen Rosetten über dem Erdgeschoss, wenn diese nicht gebrannte Maasswerkfüllungen hatten.

XXIII. *Theile der Katharinenkirche zu Brandenburg.* Die reich geschmückten Theile des Aeussern dieser Kirche² gehören dem Stil an, der als ideeller bezeichnet wurde; es ist eine reiche glasierte Architektur von Giebelchen, Maasswerk u. s. w. aufgenagelt.

Fig. 1 zeigt den breiten Friesstreifen, der als Hauptgesimse die Kirche umzieht, so wie den obern Theil einer Lesene, die in drei Abtheilungen über einander je zwei Nischen enthält, in denen kleine Figürchen standen, die jetzt meist fehlen. Darüber kleine Giebelchen, und über diesen eine Maasswerkfüllung, wie deren mehrere in Fig. 2, 3, 4 dargestellt sind. Fig. 5 ist ein Giebelchen in grösserm Maassstabe.

Fig. 6, 7, 8 sind Thüreneinfassungen, deren reiche Profile von überraschender Wirkung sind, indem die Kehlen tiefen Schatten geben, in dessen Grund wieder schlanke Rundstabbündel in die Höhe steigen. Es sind diese Profile der Fig. 8 auf Taf. XVI ähnlich, aber von weit besserer Wirkung, indem die Glieder nicht zu klein sind und schön unter sich wechseln. Bemerkenswerth ist auch die Grösse der Steine. Die Höhe der Schichten beträgt mit Fuge bei den profilirten Steinen Fig. 6, 18 Centimeter, in Fig. 7 19 Centimeter, in Fig. 8 dagegen nur 11 Centimeter. Die äussersten Profilsteine in Fig. 7 und 8 beginnen erst mit dem Bogenanfang und bilden Ueberschlaggesimse um den Bogen.

XXIV. Auf Taf. VIII ist der Ost- und der Südgiebel des Rathhauses zu Tangermünde abgebildet, von denen auf dieser Tafel einige Einzelheiten gegeben sind. Der Südgiebel in seiner starren Gesamtform zeigt eine derbe natürliche Gliederungsweise, namentlich in den Pfeilerchen, die den Giebel in einzelne Felder zerlegen. In Absätzen, den Maassen der Backsteine entsprechend, legt sich Streifen vor Streifen, jeder einzelne an der Ecke gegliedert, der vor-

1. Obleich die Formen, welche bei solchen Giebelgliederungen verwandt sind, eben so wohl konstruktiv richtig sind für Fenster, als sie bei Blenden als dekorative Formen gelten können, so stört doch hier und in ähnlichen Fällen, dass gerade neben einander Konstruktion und Dekoration in gleicher Grösse gleiche Formen zeigen, indem so die letztere immer als blinde Wiederholung der erstern erscheint. Die Giebel in Lüneburg folgen darin einem schöneren Grundsatz, indem die nicht durchbrochenen Theile anders gegliedert sind als die Fenster.

2. *Kugler's* Kunstgeschichte gibt 1401 als Erbauungsjahr; *Kallenbach's* Atlas zur Geschichte der deutsch-mittelalterlichen Baukunst 1405. *Kugler* nennt einen Stettiner Heinrich Brunsberg als Baumeister. In *Kallenbach's* Atlas ist die Nordseite der Kirche, in *Minutoli's* „Denkmale mittelalterlicher Kunst in den Brandenburgischen Marken“ ein reich geschmückter Giebel der Südseite abgebildet. Die erste Lieferung dieses Werkes von *Minutoli* enthält unter mehreren Aufsätzen eine sehr interessante Abhandlung über die Ziegel, ihre Bereitung, Kennzeichen des Alters u. s. w.

derste als gewundener Rundstabbündel behandelt. Die Gliederung läuft ununterbrochen in die Höhe und ist oben mit einer tüchtigen Masse bedeckt; der Rundstabbündel sitzt auf einem Kragsteine in Form eines Kopfes auf. Der Ostgiebel in seiner überschwenglichen Gesamtterscheinung zeigt aus der Bildung der Einzelheiten, dass man einem idealen Gedanken nachstrebte und sich über die Regeln einer soliden Konstruktion wegesetzte. Die Pfeiler, die hier vom Fussboden aus in die Höhe gehen, sind sechsseitig und fast frei vor die Mauerfläche gestellt. An den Ecken sind sie mit je drei Rundstäben eingefasst; in mehreren Reihen über einander sind Figurenmischen (ähnlich den auf voriger Tafel abgebildeten Lesenen der Katharinenkirche zu Brandenburg) eingeschnitten, über die kleine thönerne Giebelchen vor die Pfeilerfläche genagelt sind. Fig. 1 bis 3 sind Theile solcher Pfeiler vom Ostgiebel, Fig. 4 bis 6 vom Südgiebel. Die Blume auf der Spitze von Fig. 1 ist vierseitig.

Fig. 7 und 8 sind Rosetten, in einzelnen Stücken gebrannt und glasirt, durch deren Zwischenräume der geputzte Grund durchsicht, die unter dem Spitzbogen bei Fensterblenden angewandt sind; Fig. 7 von der Nikolaikirche zu Anklam, Fig. 8 von der Blendenreihe an einem Kirchthurm zu Güstrow.

Fig. 9. Ein Theil des ebenfalls auf Taf. VIII abgebildeten Wohnhausgiebels vom Markte zu Greifswalde. Der ganze Giebel, bei dem sich ebenfalls einzelne Streifenpfeiler frei durchbilden, ist mit Maasswerkverzierungen eingelegt, so dass er bei der Glasur, die in reichem Maasse angewandt ist, eine stattliche und reiche Erscheinung bietet.

Fig. 10 und 11 sind schwarz glasirte Friesstreifen aus Anklam und Prenzlau von der Nikolai- und Marienkirche, die durch ihre hübsche Zeichnung auffallen.

Fig. 12. Ein aus Fliesen zusammengesetzter Fussboden aus einem alten Hause zu Frankfurt. Die Plättchen, in einer Grösse von 14,4 Centimeter im Quadrat, sind so eingerichtet, dass die eingeritzte Zeichnung (die auf allen die gleiche ist) von je vier eine in sich geschlossene Figur bildet. Solche Fussböden scheinen im Mittelalter häufig auf Fluren und dergleichen Räumen im Gebrauch gewesen zu sein.

XXV. *Theile mehrerer Backsteingebäude.* Von dem auf Taf. VIII, Fig. 1 abgebildeten Giebel des Rathhauses zu Tangermünde sind auf der vorigen Tafel einige Theile der Polygonpfeiler abgebildet, welche den Giebel senkrecht gliedern. In Fig. 1 dieser Tafel ist die grosse Rosette abgebildet, die im südlichen Theile des Giebels sich befindet, in Fig. 2 die des Mitteltheils. Diese Rosetten sind durchbrochen und ihnen vornehmlich verdankt der Giebel den zauberhaften Eindruck. Der Durchmesser der grossen Rose beträgt $3\frac{1}{2}$ Meter, der der mittleren $2\frac{1}{2}$ Meter. Die Maasswerkcompositionen sind schöner und reicher als sie sich irgendwo beim Sandsteinbau finden.

Fig. 3 gibt eine kleine Rosette von einem Giebel zu Lüneburg, welche als Ausfüllung der Blenden in ähnlicher Weise verwendet ist, wie solche an den Giebeln auf Taf. VII und VIII häufig sichtbar ist. (Vergl. auch Taf. XXXII Fig. 2.) Bemerkenswerth ist daran vornehmlich der Kranz von gewundenen Rundstäben, der die Rosette umgibt. Solche Rundstabbündel spielen in der Architektur der Wohnhäuser zu Lüneburg aus dem sechzehnten Jahrhundert überhaupt eine grosse Rolle. Sie kommen in mannigfacher Zusammenstellung als Einfassung der Portale oft

sechs bis sieben mal neben einander vor (Fig. 4, 5). Sie kommen als Vertikalstreifen vor wie als Gesimse, so dass sie allein die Gliederung ausmachen und das ganze Gebäude mit vorstehenden Kränzen umsäumt ist und wie zu einem Feste geschmückt aussieht. In Fig. 6 und 7 sind Profile von senkrechten Streifen, die aber gleichfalls als Gesimse verwendet werden; in Fig. 6 sind es Rundstäbe, in Fig. 7 Spitzstäbe, die in Bündeln gewunden sind, wobei die stets sehr breiten Fugen regelmässige Knoten bilden. Fig. 8 ist ein Profil, bei dem sich senkrechte und gewundene Stäbe zugleich angedeutet finden.

Fig. 9 und 10 sind Köpfe, die ebenfalls in Lüneburg häufig in Reihen als Friese verwandt sind, so dass sie von solchen Gewinden umkränzt sind, die sich unter einander horizontal verbinden, während der Zwischenraum zwischen den Köpfen mit einem einfachen Backsteinmuster ausgefüllt ist (vergl. Taf. XV, Fig. 1 und 2). Diese Köpfe, die schon einen Einfluss der Renaissance deutlich erkennen lassen und in unzähligen Variationen vorkommen, theils in der Tracht der damaligen Zeit, theils antikisirende Männer- und Frauenköpfe, sind durchgängig bunt glasirt. Der Grund ist in der Regel blau, die Gesichter Fleischfarbe, Haare braun, Gewänder gelb, roth, violett. Auch Vergoldung ist mit eingebrannt und hat sich noch ganz frisch wie die Farben erhalten.

Fig. 11 gibt einen Theil der Nischengliederung von Wohnhausgiebeln zu Lüneburg, Fig. 12 aus Brandenburg, die zeigen, wie ähnliche Anordnungen sich nach den verschiedenen Gegenden verschieden gestalten.

XXVI. *Giebel am Querschiff der Nikolaikirche zu Wismar.* Wie die Kirchen zu Wismar alle bei einer grossartigen, doch zu sehr in die Höhe getriebenen Gesamtanlage in der Bildung der Einzelheiten sehr roh sind, diess jedoch stellenweise durch grossen Reichthum zu verdecken suchen, so ist auch an diesem Giebel das Streben sichtbar, durch Reichthum und Kleinheit den Mangel an Feinheit zu ersetzen. Der ganze Giebel ist mit glasirten Plättchen mit gepressten Verzierungen bedeckt. Die Reihen Figürchen stellen abwechselnd den heiligen Nikolaus und die heilige Jungfrau dar; zwischen den zwei Figürchen eine Fialenandeutung, über den Figürchen Giebelchen. Andere Reihen der Friese stellen abwechselnd Thiergestalten und Köpfe dar. Den obern Theil des Giebels nimmt eine Reliefrosette ein. Ein ordentliches Giebelgesimse fehlt, dagegen ragen einzelne Steine der Rollschichte krappenartig über den Rand hinaus, und kleine achteckige Pfeilerchen unterbrechen die Giebellinie.¹

Fig. 2 Schlussstein aus dem (abgebrochenen) Zwinger zu Rostock. Fig. 3 ein Blatt desselben. Fig. 4 Fries an der Heiligengeistspital-Kirche zu Wismar.

XXVII. Von zierlicher Wirkung ist das Hauptgesimse an der Seite des Querschiffs der Nikolaikirche zu Wismar unmittelbar neben dem vorigen reichen Giebel, bei dem kleine Pfeilerchen aufgemauert sind, zwischen welche auf Bogen kleine Giebel eingespannt sind, so dass ein lebhaft bewegter Abschluss erscheint und „die Masse nach oben aushaucht.“ Ganz dieselben gepressten Thonplatten wie an dieser Kirche kommen auch an andern Orten, namentlich

1. Siehe Weiteres in dem erwähnten Aufsätze Lübke's im deutschen Kunstblatt.

in Lübeck vor (Fig. 2), so dass man vermuthen kann, dass die Erzeugung solcher Thonwaren fabrikmässig geschah.

Ferner sind auf dieser Tafel Friesplatten, Fig. 4 und 5, vom Holstertor zu Lübeck, und Fig. 3 von der Marienburg, so wie ein Theil einer Nischenbekrönung im Aeussern der Marienkirche zu Frankfurt an der Oder abgebildet (Fig. 6).

XXVIII. *Theile mittelalterlicher Backsteingebäude aus Brandenburg.* Fig. 1 und 2. Thüreinfassungen aus dem Kreuzgang der Paulikirche, die nach dem allgemeinen Grundsatz gebildet sind, dass dieselben Formsteine als Läufer wie als Binder verwendet sind.

Zinnen und zinnenähnliche Gesimse finden sich mannigfach bei Kirchen, und nicht blos im Aeussern, sie sind bis in's Innere der Kirche gedungen, wo man an Vertheidigung nicht dachte, sie also blos der bewegten Form wegen liebte. So zeigt Fig. 3 eine Brüstung aus dem Innern des Domes zu Brandenburg. Die Gliederung der Pfeilerchen hört an der Höhe des Giebelansatzes auf und ein anders gegliederter Theil sitzt ohne Umstände darauf; schwere Köpfe beenden die Pfeiler. Es ist wahrscheinlich, dass diese unzusammenhängenden obern Theile der Pfeilerchen von einer spätern Erneuerung herrühren, wo man Steine aufmauerte, wie man sie gerade hatte.

Fig. 4. Ein Fries am Rathenower Thorthurm, wo aus ungegliederten Steinen Blenden in Form von Wappenschildern gebildet sind, auf deren verputzten Grund die Zeichen gemalt sind. Fig. 5 und 6. Fenstereinfassungen von der Gotthardskirche.

XXIX. *Schornsteinmündungen.* Fig. 1 und 3 sind Mündungen stehender Schornsteine, die aus dem Dach heraussteigen, Fig. 1 von einem alten Hause zu Stettin; Fig. 3 kommt in ähnlicher Weise in Danzig häufig vor und zeigt, wenn auch nicht mehr mittelalterlich, doch ein ähnliches Prinzip in der sichtbaren Backsteinkonstruktion. Die Art, die in Fig. 2 sich zeigt, von einem Hause zu Rostock, scheint im Mittelalter ziemlich häufig gewesen zu sein, nämlich dass man bei der Feuerstelle den Rauch durch eine Oeffnung der Umfassungswand sogleich ausströmen liess. Auch in Süddeutschland finden sich ähnliche Anordnungen, wie Fig. 4 und 6 zeigen, die aus Ulm stammen. Fig. 5 aus Verden steht an einem Fachwerkgebäude, und zwar dicht neben einem Pfosten, und ist auf einen Riegel aufgesetzt.

Die Muster der Fachwerkausmauerung sind alten Häusern zu Verden entnommen und gehören dem sechzehnten und theilweise dem siebenzehnten Jahrhundert an. Auch Braunschweig, Halberstadt und andere Städte zeigen ganz ähnliche Muster.

XXX. *Bogenprofile.* Wie bei den Bogen der Fenster und Thüren, so sind auch bei den Bogen der Wölbung keine Keilsteine verwendet, und somit ein regelmässiger Fugenverband der einzelnen Bogenabsätze nicht möglich, sondern jeder Absatz ist mit seiner Gliederung als besonderer Bogen gemauert, entweder aus stehenden Steinen (Fig. 2), oder aus liegenden (Fig. 1, 3, 4, 5). Im Schlusse findet sich bei Spitzbogen meist eine Fuge, so dass zwei Steine mit dem Hammer zugerichtet werden konnten und man das Brennen eines besonderen Schlusssteines vermied.

Die hier dargestellten Bogenprofile Fig. 1, 2 und 3 sind von der Vierung des Domes zu Brandenburg. Die Diagonalrippen sind auf Consolen aufgesetzt. Fig. 1 ist das Profil des

nördlichen, Fig. 2 des östlichen, Fig. 3 des westlichen Gurtbogens. Die Bogen sind so dick überweisst, dass es nicht möglich war, mit Sicherheit zu schliessen, ob sie aus gelegten oder gestellten Bogenschichten zusammengesetzt sind, daher in Fig. 2 beispielsweise eine gestellte Schichtung gezeichnet.

Fig. 4 ist das Profil der Arkadenbogen in der Kirche zu Seehausen, Fig. 5 im Dome zu Verden, beides Kirchen mit drei gleich hohen Schiffen.

Die Portaleinfassungen sind sämmtlich nach dem gewöhnlichen Prinzip zusammengestellt. Fig. 6 ist der Marktkirche zu Hannover entnommen, und ist durch das gleichmässige Profil der Steine nicht von besonderer Wirkung.

Fig. 7 ist von der Nicolaikirche zu Berlin.

Fig. 8 vom Westportal der Kirche zu Seehausen.

Fig. 9 vom Westportal des Domes zu Lüneburg, ebenfalls zu gleichmässig und zu klein in der Gliederung, um gute Wirkung zu machen.

Fig. 10 ist von der Johanniskirche zu Verden.

Fig. 11 vom Dom zu Havelberg. Dieses Profil bietet eine hübsche Abwechslung der Gliederung; bemerkenswerth ist indessen, dass einige von den Absätzen der Gliederung grösser sind als die Steinbreite.

XXXI. Eine sehr zierliche Thüre an der Kirche zu Bützow, deren unterer Theil indess im Boden steckt, da sich im Laufe der Zeit der äussere Fussboden so erhöht hat, dass mehrere Stufen nöthig sind, um hinabzusteigen in's Innere der Kirche. Die Gliederung an dieser Thüre ist grösser und voller gehalten als sonst gewöhnlich, und die Wulste durch aufgelegte Pflanzenverzierungen belebt. Auch der Kämpfer ist mit Pflanzenverzierungen geschmückt.

Die Maasswerke sind Friese vom Hauptgesimse der Stefanskirche zu Tangermünde; der Kopf ist von einem Friesbande am Neustadter Thorthurm zu Tangermünde.

XXXII. *Theile mittelalterlicher Backsteingebäude aus Berlin.* Obgleich Berlin schon sehr alt ist und auch im Mittelalter nicht ohne Bedeutung war, so sind doch nur sehr wenige Baureste aus dem Mittelalter übrig. Spätere Zerstörungen und Verschönerungen haben alles verschlungen, so dass nur noch drei Kirchen und eine Kapelle übrig sind. Die bemerkenswertheste dieser Kirchen ist die Klosterkirche aus den Jahren 1271 bis 1290. Sie zeigt keine emporstrebenden Verhältnisse, obgleich das Mittelschiff über die Nebenschiffe erhöht ist. Der Chorschluss ist aus sieben Seiten des Zehnecks gebildet, so dass er sich also erweitert, eine Anlage, die bei einigen Backsteinkirchen vorkommt (z. B. an der Marktkirche zu Hannover, St. Johann in Stettin u. a.) und sich auch in Westphalen findet.

Kugler hat früher einen Aufsatz über diese Kirche veröffentlicht, der nebst Abbildungen in neuester Zeit in seinen „Kleinen Schriften“ abgedruckt ist.

Die Nicolaikirche, die älteste Berlins, und die Frauenkirche sind sich in ihrem jetzigen Zustand im Innern ziemlich ähnlich. Bei beiden sind die Seitenschiffe so hoch als die Mittelschiffe, doch fehlt bei der Marienkirche der Chorumgang. Achteckige Pfeiler mit acht Halbsäulen steigen schlank in die Höhe, oben mit einfachen Kämpfern versehen. Der jetzige Haupttheil der Nicolaikirche ist 1487 vollendet, der Chor ist älter. Endlich ist noch die Heiligegeistkapelle, ein kleines einschiffiges Kirchlein von 1313 übrig.

Auf dieser Tafel sind zwei kleine Giebel von Anbauten der Marienkirche Fig. 1, und der Nicolaikirche Fig. 2 dargestellt. Das Fenster von dem Langhause der Nicolaikirche, Fig. 3, zeigt die fast durchgehends angewandte Art des Maasswerkes. Die Chorfenster Fig. 4 sind mit einem Zickzackstab eingefasst, der sich auch im Innern an den Pfeilern des Chors, so wie am Hauptgesimse findet.

XXXIII. *Zinnenkrönungen.* Wie im Sandsteinbau häufig Brüstungsgesimse Umgänge um das Dach der Gebäude bilden, so treten im Backsteinbau an ihre Stelle die Zinnen, die nicht bloß an den zur Vertheidigung bestimmten Gebäuden sich vorfinden, sondern auch an bürgerlichen und Kirchengebäuden, da eine Bekrönung, die eine lebhaftere Bewegung des Umrisses gibt, ohne in ihrer Gesamtforn zu sehr in's Kleine zu gehen, mit dem Massencharakter des Backsteinbaues sehr wohl übereinstimmt. Aus diesem Kranze erhebt sich das Dach.

Die hier dargestellten Zinnenkränze zeigen die Art, wie der Backsteinbau diese Bautheile reich gliedert.

Fig. 1 ist von einem runden Thurme in Brandenburg, wo über mehreren ausladenden Gesimsschichten und einem Bogenfriese der Zinnenkranz so gegliedert ist, dass die höheren Theile ganz selbstständig sind, die niedrigen Brüstungstheile dagegen bloß zwischen eingestellt erscheinen.

Fig. 2. In dem Zinnengesimse von dem Gebäude der Rathswage zu Lüneburg sind die hohen und niedrigen Theile durch die Gliederung unter sich verbunden, und nur die ausfüllende Gliederung ist an den höheren Theilen tiefer in die Masse eingesenkt als an den niedrigen, wie aus dem Grundriss und den Durchschnitten sich zeigt. Bei beiden Zinnen ist eine reiche Wirkung durch die wechselnde Farbe rother und schwarz glasierter Steine mit Putzgrund erzielt.

XXXIV. *Portal am nördlichen Querschiff der Stefanskirche zu Tangermünde.* Es ist diess eines der reichsten in Backstein ausgeführten Portale. Die Gliederung befolgt das allgemeine System. Die Kämpfer sind unorganisch zwischen die Gliederung eingefügt, da sie nicht einmal der allgemeinen Form der Gliederung folgen, sondern bloß schräg eingestellt sind, und so an manchen Stellen sehr weit ausladen; die kleinen Unterglieder sind nicht genügend, die

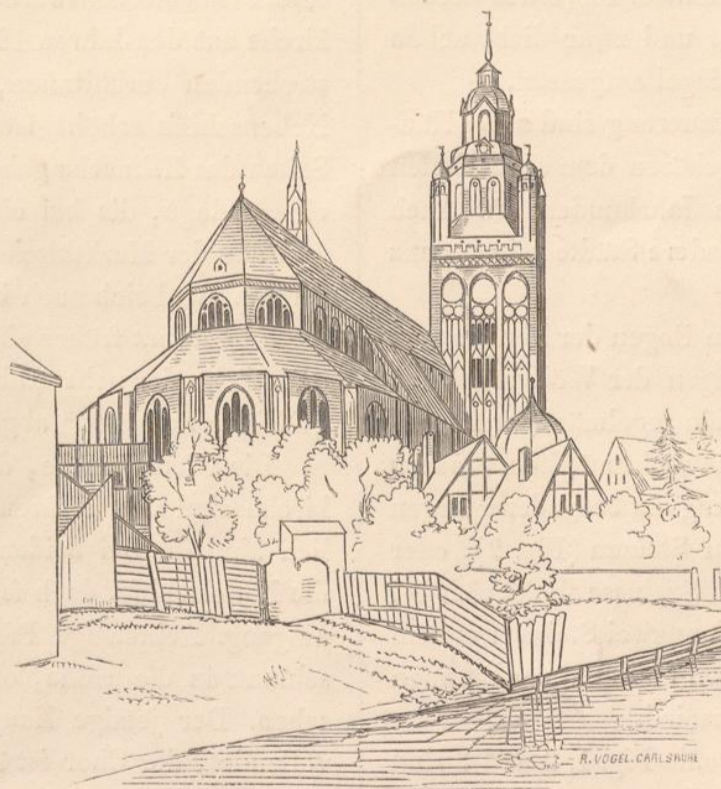
Uebergänge zu vermitteln. Die Krappen sind nicht in der sonst gebräuchlichen flachen Weise ausgepresst, sondern frei modellirt, ohne jedoch die Feinheiten der Sandsteinornamentik zu erreichen. Sehr gute Wirkung macht aber das Gitterwerk, das vor dem Verputzgrund befestigt ist, insbesondere das der Zwickel, während die Zeichnung des innern zu unruhig erscheint. Einzelne wenige Theile sind glasirt. Die jetzige Kreuzblume stimmt nicht mit den Krappen überein, eben so wenig die auf der Südseite an dem ganz ähnlichen Portale aufgestellte. Die Formen des Maasswerkes, das ganz aus den für Backstein modifizirten Fischblasen besteht, deuten auf's fünfzehnte Jahrhundert als Entstehungszeit des Portales.

XXXV. *Portal am Gerichtshause zu Brandenburg.* Ganz im Stil mit dem vorigen übereinstimmend ist das kleinere Portal am Gerichtshause zu Brandenburg (Altstädter Rathaus), das nur einen Eingang hat. Das Gitterwerk der Zwickel ist dabei in ähnlicher Zeichnung zusammengesetzt wie das unter dem Spitzbogen. Das Portal bildet den Untertheil eines in der Mitte des Giebels stehenden vierseitigen Thürmchens.

XXXVI. *Theile der Marienkirche zu Stargard.* Die äusseren Architekturtheile der Marienkirche zu Stargard zeigen denselben idealen Stil wie die Katharinenkirche zu Brandenburg. Fig. 1 und 2 geben den Aufriss und Grundriss eines Theils einer Lesene. Diese Lesenen statt der Strebe- Pfeiler im Aeussern steigen in drei ähnlichen Abtheilungen empor, wie die hier dargestellte, von denen jedoch die mittlere die höchste ist. Schwarz glasierte Steine wechseln mit rothen ab; die Ornamente sind vollständig schwarz glasiert, die Zwischenflächen zeigen Putzgrund. Fuss- und Gurtgesimse sind von natürlichem Stein. In der Höhe des Kämpfers zeigen die Einfassungen Ansätze zu kleinen Giebeln, von denen jedoch nur an einem einzigen Pfeiler eine Spitze erhalten ist.

Fig. 3 und 4 sind Giebelblumen von andern Pfeilern.

Fig. 5 ist eine Kreiseinfassung von einem Portal dieser Kirche. Wir treffen hier wieder die Zickzackform des Rundstabes, die sich auffallender Weise viel seltener zeigt, als man von einer so lebhaft bewegten und den Backsteinbau so angemessenen Verzierung glauben sollte.



Marienkirche zu Stargard.